

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **90 (2011)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zu faul – Masterarbeit ab 10'000 Franken
Zu heiss – Quellen von revolutionären Gruppen

ZS 25.03.2011
Zürcher Studierendenzzeitung
2/11

«Banken sind wie Dinosaurier» Ein Physiker erklärt die Wirtschaft

03
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Margrit Meyer Kälin
Zahnmerplatz 6
8001 Zürich



Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch
079 822 63 13
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)

SAUNA AM SEE

1/2 PREIS FÜR SCHÜLER
UND STUDIERENDE
MO-FR 11-16H

TÄGLICH 11 - 23 UHR (MO NUR FRAUEN)

SEEBAD ENGE, MYTHENQUAI 9, 8002 ZÜRICH
Tel. 044 7 201 38 89, WWW.SEEBADENGE.CH



ZÜRICH BASEL BERN

Die AKAD für gymnasiale Maturität, Passerel
und Vorbereitungskurse für Hochschulen.
Effizient. Sicher. Individuell.



Mit meinem Latein bin
ich nicht am Ende!
Damian Bethke, Kanute, Nationalteam

Veni, vidi, vici!

Jetzt zum Latinum! Aber effizient, sicher und individuell.

Sie wollen einen der 35 Bachelor-Studiengänge, die das Latinum voraussetzen an der Uni Zürich absolvieren? Doch gerade dieses fehlt Ihnen noch? Der Latinum Kurs nach der AKAD Methode kombiniert ein individuelles Selbststudium mit wöchentlichen, effizienten Begleitseminaren – der sichere Weg zum Latinum!

Interessiert? Wir beraten Sie gerne: Telefon 044 307 31 31
college@akad.ch, Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich

Latein 100x130 4C

AKAD College – ein Unternehmen der Kalaidos Bildungsgruppe Sch

Deiner Legi ist es langweilig!

*So viel Potential, das nicht
ausgeschöpft wird. Nicht einmal
fürs Essen darf sie zahlen...*

*Mit stutickets kann sie nun jedoch
in den Ausgang und gilt gleich
als Eintrittsticket!*

stutickets, neuer und innovativer **Ticketvorverkaufsanbieter**
von Studierenden für Studierende. Organisiere deinen nächsten
Ticketvorverkauf mit stutickets!

Wir glauben an *Fair Play* - keine unnötigen Gebühren, weder
für Veranstalter noch Besucher.

stutickets.ch



Die Zunahme deutscher Arbeitnehmer in der Schweiz bleibt auf Rekordstufe hoch.

Deutsche arbeiten lieber mit Deutschen zusammen, wenn sie nicht aus irgendwelchen Gründen mit Nichtdeutschen zusammenarbeiten müssen.

Der hohe Anteil deutscher Universitätsmitarbeiter kann ja nicht allein dadurch zu erklären sein, dass Deutschland die besten Akademiker der Welt produziert. Wahrscheinlicher ist das Gegenteil. Wären die deutschen Unis besser, hätten wir nicht so viele deutsche Professoren in der Schweiz.

Dabei zeigt doch gerade die Gutenberg-Affäre, wie miserabel sie sind. Viel zu gut weg kamen bisher die deutschen Professoren, die sich wortreich über den Flunkerbaron empören durften. Zur Erinnerung: Sie gaben Gutenberg die Höchstnote «summa cum laude» für eine Dissertation, die nach dem Urteil der Süddeutschen Zeitung schwer lesbar ist und keine fassbare These formuliert. Die angeblich unbestechliche Wissenschaft liess sich von dem geborenen Strahlmann genauso blenden wie seine Fans. Wie falsch und schludrig dürfen staatlich besoldete Hochschulprofessoren forschen?

Sicher, Gutenbergs Abschiedsrede hatte etwas Selbstgerechtes, aber am Ende muss Deutschland dankbar sein für diesen heilsamen Akt der Entzauerung. Man mag seinen Umgang mit der Krise kritisieren, seine Salomitaktik der Entschuldigungen war wohl falsch, aber Hand aufs Herz: Ein Freiherr aus uraltem Geschlecht, der sich selber zum Denkmal der Ehrlichkeit und der Glaubwürdigkeit erklärt hat, kann nicht einfach hinstehen und den Leuten sagen, er habe seine Doktorarbeit flächendeckend abgeschrieben. Neid ist die höchste Form der Anerkennung, und im Plagiat kommt die Inspirationskraft eines Originals zum Ausdruck.

PS: Abgesehen von den kursiv gedruckten Worten habe ich dieses Editorial von Roger Köppel plagiiert.

Corsin Zander, Redaktionsleitung

Inhalt

Studium	4	Reisen	28
Politik zum Zmittag	6	Impressum	30
Sorgenbox	8	Leserbriefe	30
Welterfahrung	8	Disziplinäres	31
Duell	9		
Thema	10		
Wo ist Waltraud?	16		
Kultur	18		
Da kauf ich, da nicht	19		
Fundgrube	21		
Fokus	22		
Mitgemacht	26		



5 Heikle Quellen

Ein Dozent warnt Studierende vor Primärquellen. Kritische Geister fühlen sich eingeschränkt.

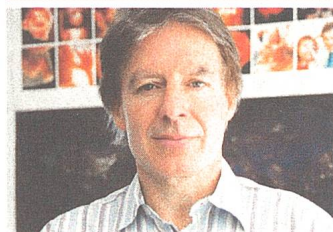


6 Zmittag mit Cédric Wermuth
Ein Gespräch über Politik und seine Enttäuschungen im Politikwissenschafts-Studium.



8 «Schiisponys»

Hans Jucker hat sein Leben lang Fragen gestellt. In der ZS gibt er Antworten und erteilt Ratschläge.



10-14 «Ferraris mit alten Motoren»

Wer die Welt erklären möchte, braucht interdisziplinäre Modelle, findet Didier Sornette.

24-25 Eine Frage des Geldes

Peter Doeberl schreibt Arbeiten und Reden für andere. Ein schlechtes Gewissen plagt ihn nicht.

Studium

Text: Corsin Zander
Bild: Patrice Siegrist

Illegale Bilder einem Studenten gezeigt

Über ein Jahr lang filmte eine Kamera in der Herrentoilette am Irchel. Bis ein Student die im Rauchmelder versteckte Kamera von der Decke riss.

Fabian* kann es immer noch kaum glauben. Über ein Jahr lang bemerkte keiner, dass in der Herrentoilette 01-F-86 am Irchel eine Kamera hing. Und so wurden seit Januar 2010 Kopf und Oberkörper eines jeden, der die Kabine betrat, und Hinterkopf und Schultern von allen, die am Pissoir urinierten, aufgezeichnet. Bis zum 21. Februar 2011: Fabian entdeckt die Kamera im Rauchmeldergehäuse, welche gemäss der Produktbeschreibung «diskrete Überwachung» erlaubt. Fabian ist empört. Er reisst den vermeintlichen Feuermelder runter und beschwert sich beim Informatikdienst, welcher das Büro neben der Toilette hat. Hier weiss niemand etwas von einer Kamera.

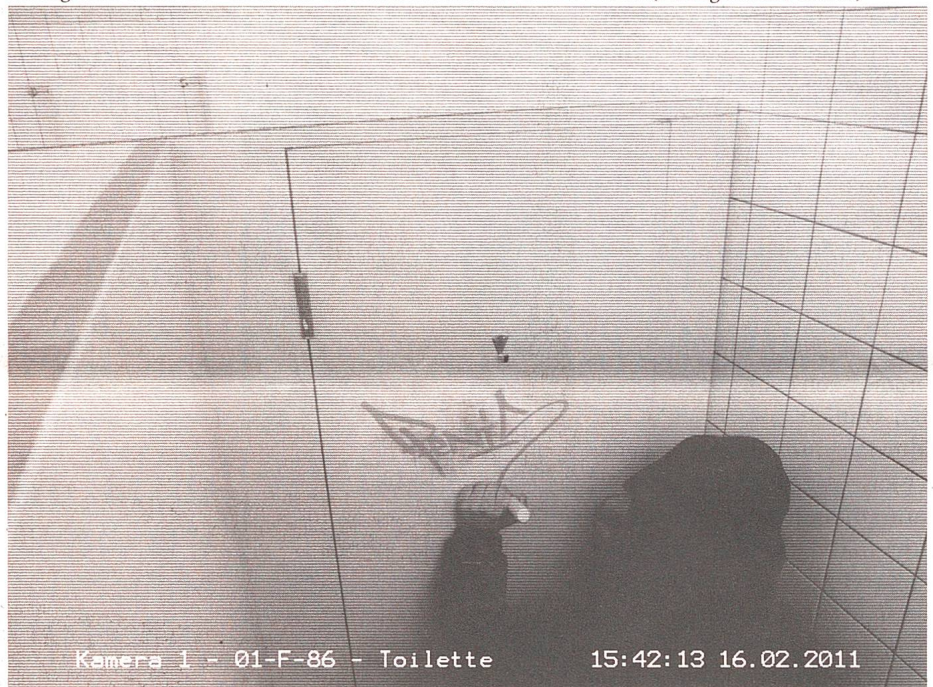
Also rufen sie gemeinsam René Zimmermann, den Chef des Uni-Sicherheitsdienstes, an. «Da hat er wohl kalte Füsse gekriegt», vermutet Fabian. «Gefühlte Sekunden später eilte ein Security herbei, sperrte die Toilette ab und demonstrierte die Kamera.»

Um Fabian zu beruhigen, lädt ihn Zimmermann in sein Büro ein. Die Kamera sei installiert worden, weil es in diesem WC immer wieder zu Schmierereien gekommen sei. Daraufhin zeigt er ihm sogar noch die Aufnahmen der Kamera. «Als ich ihn darauf ansprach, dass das illegal sei, widersprach er. Das sei Auslegungssache des Richters», berichtet Fabian.

Personalrechtliche Konsequenzen

René Zimmermann darf dazu nicht öffentlich Stellung nehmen. Er würde gerne mit der ZS sprechen. Doch es geht wirklich nicht, entschuldigt er sich am Telefon und fügt an: «Wir haben die

In flagranti erwischt – doch die Überwachungsbilder sind wertlos. (Nachgestellte Szene)



Weisung erhalten, uns nicht zu diesem Fall zu äussern.» So verweist er – wie alle anderen – die ZS an den Pressesprecher Beat Müller. Dieser ist aber offenbar ungenügend informiert. Vieles was ich ihm erzähle, ist für ihn selbst neu. Erst wenn die Untersuchungen abgeschlossen seien, werde er selbst darüber informiert und könne sich dann dazu äussern.

So bleibt der ZS nur Fabian, der die Kamera entdeckt hat und bei Zimmermann im Büro war. Er vermutet, dass Zimmermann unbedingt etwas gegen Schmierereien unternehmen wollte und dabei sehr naiv vorgegangen ist. Doch das entschuldige sein Vorgehen nicht, findet Fabian. Dieser Meinung ist auch Beat Müller: «Demjenigen, der für diese Kamera verantwortlich ist, drohen perso-

nalrechtliche Konsequenzen.» Diese reichen vom Verweis bis zur Entlassung.

«Wertlose Bilder»

Der mutmassliche Täter konnte durch die Kamera ermittelt werden, und die Bilder wurden an die Polizei weitergeleitet. Diese darf sie allerdings nicht verwenden. Marco Bisa, Pressesprecher der Stadtpolizei Zürich: «Die Aufnahmen sind nicht rechtens und daher für uns wertlos.» Gemäss einem Leitfaden des Datenschutzbeauftragten des Kantons Zürich ist es der Polizei vorbehalten, verdeckt Bilder aufzuzeichnen. Der Sicherheitsdienst der Uni wird in Zukunft also andere Mittel finden müssen, um Schmierereien auf Herrentoiletten zu verhindern.

*Name der Redaktion bekannt.

Angst vor dem Staatsschutz

In einem Seminar über Aufstandsbewegungen rät der Dozent von Originalquellen ab. Studierende fühlen sich bevormundet und sorgen sich um die Wissenschaftlichkeit.

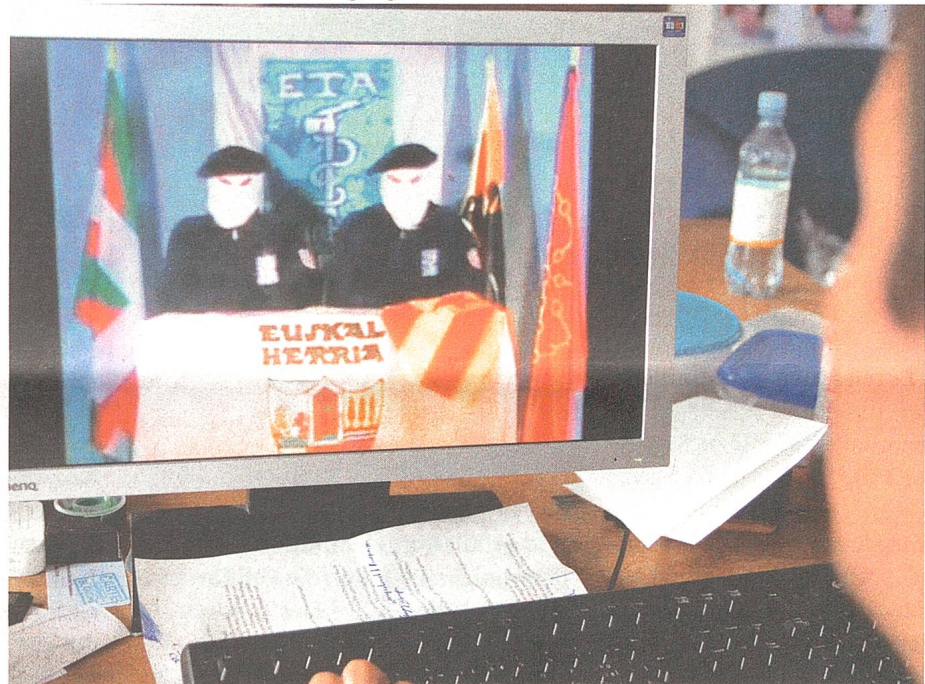
«Es wird ausdrücklich davon abgeraten, Originalquellenmaterial von den hier behandelten Gruppen einzubeziehen.» Dieser Hinweis auf der Webplattform des Seminars «Innerstaatliche Konflikte», in dem es um Aufstandsbewegungen «mit besonderem Fokus auf revolutionäre Gruppen» geht, sorgt für Irritation bei den Studierenden. Die «Brisanz» des Themas erfordere ein «Höchstmass an Sensibilität» heisst es weiter. Zudem sei «jede Form von Gewalt gegen Personen [...] selbstverständlich zu verurteilen.»

«Offenbar traut man uns nicht zu, kritisch mit Propagandatexten umzugehen», sagt Lukas* dazu. Alexandra* fügt an: «Wir können doch selbst entscheiden, wie wir Inhalte von Aufstandsbewegungen beurteilen.» Für Laura* ist es positiv, dass überhaupt ein so brisantes Thema behandelt wird. Jonas* befürchtet, dass auf diese Weise wieder nur «Texte über Texte» entstünden. «Für mich ist das keine freie Wissenschaft, sondern Bevormundung.»

Im Visier des Staatsschutzes?

Seminar-Leiter Johannes Le Blanc und Petra Holtrup, Geschäftsführerin des Instituts für Politikwissenschaft, verteidigen sich gegen die Vorwürfe. «Wir verbieten die Benutzung von Primärquellen nicht», sagen sie. Die Studierenden sollten nur darauf hingewiesen werden, dass mit dem Thema und den Quellen verantwortungsvoll umgegangen werden muss. Mit «Quellen» meinen sie in diesem Fall Seiten von revolutionären Gruppen, wie zum Beispiel maoistischen Guerrillas. Im Gespräch mit der ZS äusserte Le Blanc auch die Befürchtung,

Primärquellen von Aufstandsbewegungen sind umstritten.



dass der Staatsschutz aufmerksam werden könnte. Felix Endrich, Chef Kommunikation beim Nachrichtendienst des Bundes (NDB), findet diese Sorge unberechtigt. «Der Aufruf einer Seite ist an sich nicht verboten.» Erst wenn man sich in Foren in einer Art und Weise bemerkbar mache, die als Gefahr für die innere oder äussere Sicherheit der Schweiz erkannt werde, zum Beispiel durch Aufruf zu «terroristischen oder gewaltextremistischen Handlungen», müsse der NDB aktiv werden.

Konfrontiert mit dieser Aussage sagt Le Blanc, dass sein Hinweis auf den Staatsschutz sich nur auf eine mögliche Folge bezogen habe. «Diese wollte ich nicht unnötig riskieren. Denn die fraglichen Webseiten sind für das Semi-

nar gar nicht relevant.» Albert A. Stahel, Titularprofessor für Strategische Studien an der Uni, pflegt einen anderen Umgang mit solchen Originalquellen. Er versteht nicht, warum man nicht alle verfügbaren Primärquellen nutzen sollte. «Ich habe auch Seminararbeiten über das Handbuch der al-Qaida schreiben lassen. Der einzige Vorbehalt, den ich eingebracht habe, war der, dass niemand sicher ist, wer dieses Handbuch ins Netz gestellt hat.» Wenn es Webseiten – auch von al-Qaida – gebe, so müsse man diese auch konsultieren.

Le Blanc lässt die Hinweise weiterhin aufgeschaltet. «Bei einem heiklen Thema zeige ich lieber zu viel als zu wenig Sensibilität». ♦

*Namen der Redaktion bekannt.



Cédric Wermuth, SP

Interview: Nicolas Zahn
Bild: Laura Zermin

Cédric, warum hast du das Maison Blunt ausgesucht? Sag jetzt nur nicht, «aus aktuellem Anlass»? — Nein, nein, ich bin oft hier, da ich beim Schweizerischen Arbeiterhilfswerk gleich um die Ecke arbeite. Ausserdem mag ich das maghrebische Essen.

Hängt deine Teilnahme an der Ping-Pong-Box im «Blick am Abend» eigentlich mit einem Interesse für Tischtennis zusammen? — (lacht) Ich war zwar mal kurz Mitglied eines Tischtennisclubs, aber irgendwie hat mich der Sport nicht so überzeugt. Da kann ich mit der Ping-Pong-Box schon mehr anfangen, auch wenn es sich dabei nur um ein Konzentrat eines langen Skype-Duells handelt.

Für welchen Fussballverein schlägt dein Herz? — Hmm, verschiedene. Ich bin selbstverständlich FCZ-Fan. Ausserdem mag ich den FC Wohlen der vor ein paar Jahren in die Challenge League aufgestiegen ist. Aber der Club, für den mein Herz schlägt, ist der FC Barcelona.

Wie gefällt dir dein Studium, als einem der wenigen Politiker, die Politikwissenschaft studieren? — Das Studium hat meine Erwartungen nicht erfüllt, es ist zu weit entfernt von den politischen Rea-

«Wichtig ist, dass die Linke bei den nächsten Wahlen zulegt.»

litäten, die ich zu sehen bekomme. Es ist zu unkritisch. Das System führt zu Auswendiglernen statt kritischer Reflexion.

Wenn du mit deinem Studium nicht zufrieden bist, weshalb engagierst du dich dann nicht im StuRa? — Obwohl ich es sehr wichtig finde, dass die Studentenschaft sich auch an der Universität gut organisiert, habe ich für ein weiteres Engagement schlicht keine Zeit.

Was ist deine Strategie, um einen der hart umkämpften Pendlersitze zu ergattern? — (lacht) Also Pendeln kann man

diese 15 Minuten ja fast nicht nennen, aber die erfolgsversprechendste Strategie – obwohl, die ist sehr unsozial – ist natürlich, in der 1. Klasse einzusteigen, durchzugehen, um dann als Erster in der 2. Klasse einen Platz zu ergattern. Aber, wie gesagt, das ist ein bisschen unfair.

Welche schrägen Erlebnisse hattest du schon in der S-Bahn? — Hm, eigentlich nicht viel Schräges, ich werde einfach regelmässig angesprochen. Es ist witzig, wenn jemand mir gegenüber eine Zeitung liest, in der ich ein Interview gegeben habe, und die Augen immer zwischen mir und dem Text hin- und herwandern (lacht). Schlechte Erfahrungen habe ich aber bis jetzt noch nicht gemacht.

Du bist für deine provokativen Aktionen berühmt und berüchtigt. Woher die Lust zur Provokation? — Wir setzen bewusst auf Personalisierung und Provokation. Ich denke, Provokation ist legitim, wenn sie dem Transport einer politischen Botschaft dient. Es soll keine One-Man-Show werden.

Weshalb sollte man gerade dich wählen? — Es ist nicht so relevant, ob man mich wählt. Wichtig ist, dass die Linke im ganzen Land bei den nächsten Wahlen zulegt. ♦

CÉDRIC WERMUTH, 1986

Studium: Politikwissenschaft

Partei: SP, Aargau

Zmittag im: Maison Blunt

Anlässlich der Nationalratswahlen 2011 lädt die ZS Kandidaten und Kandidatinnen auf einen Zmittag ein.

Zehn Tickets fürs Medifest zu gewinnen!

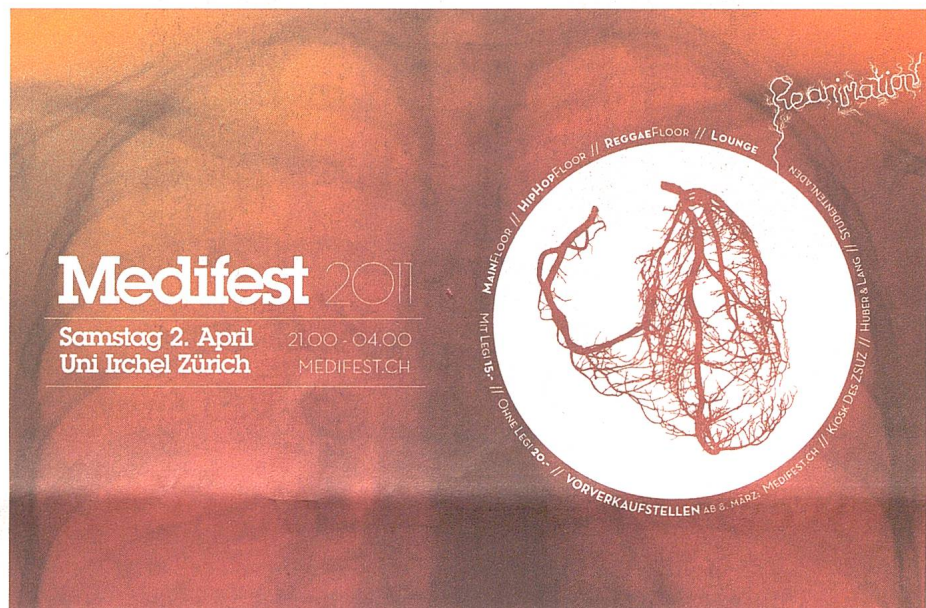
Reanimation des Medifests: Feiern in guten Händen.

Seit über zehn Jahren gibt es das Medifest, die grösste Uni-Party der Schweiz. Das von Medizinstudenten organisierte Fest lockt jährlich um die 3000 Partygänger ins Hauptgebäude der Uni Irchel. Nachdem 2004 ein hohes Defizit eingefahren wurde, fiel die Party in ein dreijähriges Koma. 2007 wurde das Medifest reanimiert, seither findet es wieder statt.

Wiederbelebung mit Anatomiefragen
«Reanimation» ist auch das Motto der diesjährigen Party. Sie verspricht eine Wiederbelebung nach dem Winterschlaf. Engagiert kämpfen Medizinstudenten um das Wohlergehen der Partygänger. Auf drei Floors bringen unterschiedliche Beats den Organismus eines jeden zum Schwingen. Wer sich davon erholen möchte, kann sich anschliessend in einer Lounge entspannen. Und wenn sich das Tanzbein auch bei den besten Beats nicht bewegt, gibt es ja immer noch die altbewährte Methode: Bars universitärer Vereine der Medizin und neuerdings auch der Geographie schenken Drinks und Bier aus. Für die ganz Schlaunen hat Anatomieprofessor Oliver Ullrich einige knifflige Fragen auf Lager. Wer sie richtig beantwortet, erhält ein Gratisbier.

Wohltätig feiern
Ein Höhepunkt ist die Verleihung des Medifest-Awards. Von der Vereinigung JDMT, die sich für den Einsatz von Medizinstudenten als Rettungssanitäter stark macht, wird ein Preis für ausserordentliches Engagement verliehen.

Die Mediziner beweisen an ihrem Fest, dass sie besonders engagiert sind. Die elf freiwilligen Helfer des OK, die für



dieses Fest viel Freizeit opfern, bemühen sich nicht nur um tiefe Preise. Ein allfälliger Gewinn kommt wohltätigen Organisationen zugute. Eine solche ist zum Beispiel «Achtung Liebe». Hier setzen sich Medizinstudenten für sexuelle Aufklärung an Schulen ein und machten am letzten Medifest mit ihrer «freizügigen Bar» von sich reden. Des Weiteren besteht eine enge Zusammenarbeit mit Médecins Sans Frontières (MSF). So kann sich der Besucher wohltätig zeigen, indem er für sein Ticket fünf Franken mehr zahlt. Der Aufpreis fliesst anschliessend in die Kassen der MSF.

Auch Vergessliche oder Betrunkene können dank des Depotsystems zu Wohltätern werden. Beim Kauf eines Getränks erhält jeder einen Pin als Depotmarke. Diesen kann man behalten und spendet so sein Depotgeld an MSF.

Legi als Ticket
Die Tickets für das Medifest gibt es dieses Jahr übrigens nicht mehr über Starticket.

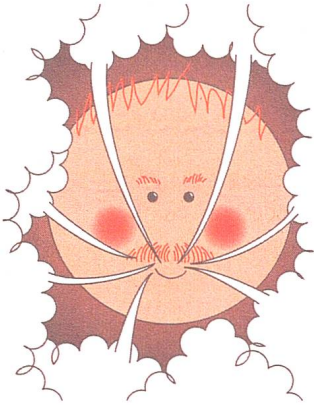
Das OK störte sich an den überhöhten Gebühren, und so hat einer der Organisatoren, Martin Faltys, kurzerhand ein eigenes Programm entwickelt.

Beim Vorverkauf über medifest.ch kann jeder seine Matrikelnummer angeben und so mit der Legi der Uni oder ETH an die Party gehen. Faltys System wurde bereits an der French Kiss Party erfolgreich getestet und ist nun auch für andere Partyveranstalter der Uni oder ETH zugänglich.

PS: Wer am Medifest vom 2. April 2011 Mühe mit seinem Organismus oder der eigenen Reanimation hat, kann sich in guten Händen wähen. Mehr Mediziner gibt es wohl an sonst keiner anderen Party.

Wann: 2. April, 21 – 4 Uhr
Wo: Uni Irchel Zürich
Preis: 15 Franken mit Legi, 20 ohne Legi
Vorverkauf: www.medifest.ch
Verlosung: Gewinne 5 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis 1. April unter: www.zs-online.ch/verlosungen

Historische Persönlichkeiten äussern sich zu Studiums-Sorgen. Dieses Mal: Hans Jucker.



*Lieber Hans,
Ich sitze nur in Vorlesungen und bewege mich kaum mehr. Ich würde gerne mehr Sport machen und auch gleich etwas Neues ausprobieren. Vielleicht kannst du mir etwas empfehlen?*
Pascal Hinterseer

Sali Päsche!

Wo söll ich da aafange? Ich han alles kommentiert, sogar Gwichthebermeischterschafte! Und eigentlich hani debii überhaupt keis System gha. Aber jetzt verzell ich zersch no en Witz: Da chunt eine inä Bar und bschtellt zwei Whisky. Dä Barkeeper frögt: «Wieso zwei?» Er seit: «Ja, min Fründ isch uf Australie usgwanderet. Jetzt trinkemer jede Tag zäme en Whisky!» Vier Wuche lang isch das guet gange, plötzlich chunt er und seit: «Ein Whisky!» Frögt dä Barkeeper: «Isch ihrem Fründ in Australie öppis passiert?» Seit dä ander: «Nei, gar nöd, aber ich trinke sit hüt kei Alkohol meh!» Hähähähäh! Mer chan sichs ja luschtig mache, oder?

Ou, das isch jetzt bezüglich dinere Frag en Fehlstart gsi, und so öppis regt mi uf! Das isch wie bi däne tumme huere Ruederer! Det hani immer gschnurret und gschnurret und dänn sinds mer eifach devoo gfare. Go ruedere sötsch also nöd, Päsche. Und wänn nöd gärn Wasser häsch, sötsch au nöd go Velo fahre. Das glaubsch nöd, det schiffst uneufe! Ich säg der, du, Gopfertamisiech, det wirsch tropfnass! Wänn gärn Tier häsch, chöntsich go riite. Aber wänn das machsch, dänn bitte eifach nöd uf däne Schiissponys! Oder gahsch in Skizirkus. Det bin ich am Abig meischtens no irgendwo in ä Bar ine, eimal isch dänn s'Vreni Schneider au no cho und hät irgenden Kamilletee präpariert. Ich han dänn en andere «Tee» gna! Chähähähäh! Han scho immer en guete Schluck gha!

Das tönt jetzt luschtig, aber, Päsche, glaubmer, ich han bim SF viel Erfahrig gsammelt und weiss, vo was ich rede. Jede Sport chan spannend sii! Ich hoffe, du glaubschmer, wel mängisch han ich s Gfühl, ich han dä Lüüt zwar öppis bedüütet, aber nur wäge sötigem, woni gschiiider nöd gseit hett. Das Internetvideo händ scho fascht ä Million Lüüt aaglugt, und es isch unglaublich, wie die junge Lüüt jetzt wäg däm uf mich zuechömed. Debii han ich viel weniger Chabis gschnurret als dä Beni, dä huere Löli!

Hans Jucker, *11.01.1946, †19.02.2011, war Sportreporter beim Schweizer Fernsehen. Er hat über 10'000 Stunden Sport live kommentiert.

Welterfahrung Vergessen

No Velofahrer is perfect. Wie jeder Normalo vergessen sie oft und gern wichtige und weniger wichtige Dinge. Da gehen Handzeichen zum Abbiegen verloren, man blickt nicht zurück, wenn man die Spur wechselt, und besonders abstossend sind Velofahrer, die auf die Strasse spucken und vergessen, dass es auch noch andere Fahrradfahrer gibt, die vielleicht hinter ihnen herfahren. Autofahrer und Fussgänger sind da keine Spur besser.

Vergessen ist so populär, dass man daraus einen Volkssport machen könnte. Die Olympiade des Vergessens, entzückend verpackt als Pseudorealityshow. Wie heisst noch gleich das runde, leuchtend helle Ding da oben am, wie heisst er noch gleich? – Keine Ahnung. Was war schon wieder am 20. April 2010? – Hmmm... Und was geschah am 26. April 1986? – Ach, hab ich vergessen, aber war da nicht auch was Ähnliches mit Japan, was war es noch gleich?

Ist dieser Sport erst einmal etabliert, werden die Besten der Besten fähig sein, ihren eigenen Namen zu vergessen. Die dürfen dann in der Königsdisziplin mitmachen.

Hmmm... Ach ja, die vergesslichen Velofahrer, zu denen auch ich manchmal gehöre, sind nahezu harmlos im Vergleich zur vergesslichen Menschheit. Vergessen ist schön, zugegeben, aber vielleicht rettet Erinnern uns irgendwann mal den Arsch. Dann nämlich, wenn wir uns daran erinnern, dass wir längst die Technologie hätten, um erneuerbare Energie zu produzieren, beispielsweise aus der Sonne, dem runden Ding am Himmel. Dann müssten wir nicht ständig Atomkatastrophen wie jene in Japan und Tschernobyl oder Ölkatastrophen wie jene vom April 2010 im Golf von Mexiko vergessen, weil sie nicht mehr stattfinden würden.

Vielleicht beginnt die Energierevolution eines Tages mit einem Fahrrad, aus dem zwei, drei, ... werden, und eh man sichs versieht, hätten wir in Zürich saubere Luft. Am Ende würden wir uns in einer internationalen Revolution befinden, die so gross würde, dass wir alle deren Auslöser vergessen hätten, denn No Velofahrer is perfect.

Von Sabina Galbiati

Begrüssungsküsschen

Dafür

Was wäre das anonyme Unileben – nein, die Welt! – ohne Begrüssungsküsschen? Wohl noch trister, als es sowieso schon ist. Wenn man sich an einem anstrengenden und monotonen Tag durch die dunklen Unikorridore schleppt, kommt ein schnelles Begrüssungsküsschen als Aufheller gerade recht. Unsere heutige Gesellschaft ist unpersönlich, und Freundschaften finden grösstenteils nur noch im Internet statt. Da sind es gerade die Begrüssungsküsschen, die uns wenigstens für ein paar Sekunden das Gefühl geben, fühlende Lebewesen zu sein.

Es sind nicht der konservative Handschlag oder das kindische High-Five, die unserem sozialen Leben gut tun. Es sind die Küsse auf die Wange. Mit dem Begrüssungskuss beweist sie (selten er) ihre soziale Ader.

Begrüssungsküsschen sind ausserdem auch völkerverbindend. Da dieses Begrüssungsritual auf dem ganzen Globus verbreitet ist, kann sich der Studierende von Welt schnell überall zurechtfinden und neue Kontakte knüpfen. Hier sollten natürlich die regionalen Feinheiten beachtet werden. Während Deutsche nur zwei Busserls verteilen, bedienen sich Pariser deren vier. In der Schweiz sind es meistens drei. Normalerweise startet die Begrüssung auf der linken Wange, das kann aber von Fall zu Fall variieren. Es ist nämlich nicht festgelegt, wie und auf welcher Wange die Aktion stattfindet. Scheitern wird diese Begrüssungsart aber bestimmt nicht an solchen Kleinigkeiten.

Übrigens sind Begrüssungsküsschen in der Grippezeit besonders wertvoll. Englische und amerikanische Forscher haben bewiesen, dass beim biedereren Handschlag mehr Bakterien übertragen werden als beim gegenseitigen Anfeuchten der Wange. Viele Erkältungen und Infekte könnten also mit Hilfe der Begrüssungsküsschen verhindert werden.

Wer Begrüssungsküsschen verteilt und entgegennimmt, outet sich also als soziales, kosmopolitisches und auf die allgemeine Gesundheit achtendes Mitglied unserer Gesellschaft. Die Welt wäre eine bessere mit mehr Begrüssungsküsschen!

Dagegen

Begrüssungsküsschen sind absolut überflüssig. Immer dieselbe Leier: «Hallo, freut mich», Küsschen hier, Küsschen da. Noch während dem ersten Kuss auf die rechte Wange kommt die peinliche, klärende Frage: «eins oder drei?» Selten herrscht Konsens bevor der zweite Wangenkontakt anstehen würde. Sogleich macht sich ein unangenehmer Moment zwischen den zwei Unbekannten breit: Der Eine will noch mal, während der Andere seine Bakterien schon dem Nächsten in der Runde übergibt. Meist ist noch ein Deutscher dabei und somit die Verwirrung komplett. Unsere nördlichen Nachbarn mögen bekanntlich die goldene Mitte und drücken auf jede Wange einen Schmatzer. Muss die erste Begegnung immer mit einem Patzer beginnen?

Nicht nur bei der Zahl der Küsschen herrscht Uneinigkeit. Auch die Art der Begrüssungsküsserei schafft Momente der Verlegenheit. So imitieren die einen laut das schnalzende Kussgeräusch, andere halten stumm Wange gegen Wange und die dritten drücken gar die gespitzten Lippen auf die fremde Backe.

Besonders in einer grossen Runde ist es einfach nur nervig. Du bist mitten in einem spannenden Gespräch und wirst ständig unterbrochen, weil dich Kollegen von Freunden küssen wollen. Und wenn du schon die ganze Begrüssungszeremonie mitmachst, musst du auch noch die Alibifrage «Wie gehts?» beantworten. Mit einem erzwungenen Lächeln hältst du die Standardantwort «Gut, Danke und dir?» bereit – nur um nicht unhöflich zu sein. Denn eigentlich interessierst du dich weder für das Wohlbefinden deines Gegenübers noch für seine Bakterien. Diese ganze Heuchelei ist unnötig. Ein allgemeingültiges Hallo in die Runde tuts auch. Danach kannst du in Ruhe auf diejenigen zugehen, die du richtig begrüssen willst und an deren Seelenzustand du ernsthaft interessiert bist. Ausserdem soll jeder selbst entscheiden können, wem er so nahe kommen will und wem nicht. Denn nichts ist unangenehmer, als Leute zu küssen, die einen abstossen. Und nichts ist gemeiner, als jemanden demonstrativ nicht zu küssen, nachdem man ein ganzes Rudel abgeknutscht hat.

Und deshalb sag ich: Lassen wir die sinnlose Küsserei doch einfach! Guten Freunden gilt sowieso eine Umarmung. Bekannte kann man mit einem schlichten «Hoi» begrüssen. Bei Fremden reicht ein Handschlag. Männer untereinander kommen schliesslich auch ohne Küsschen aus. Zumindest hierzulande.

«Die Lösungen kennen wir bereits»

Physik-Professor Didier Sornette über die Grenzen der Wirtschaftsforschung, Krisen und das Vergessen von schon existierenden Lösungen.

Interview und Bilder: Patrice Siegrist

Das Bücherregal quillt fast über. Der Schreibtisch ist auf der einen Seite überfüllt mit Süssigkeiten. Rund um den Computer stapeln sich Unterlagen. Didier Sornette, 53 Jahre alt, Professor in Finance, Geophysik und Physik an der ETH Zürich, Autor diverser Bücher und Arbeiten über wirtschaftliche Krisen, sitzt in seinem Büro am Kreuzplatz.

Seit fünf Jahren ist er in Zürich. Deutsch kann er nicht. Es zu lernen, hätte zu hohe Opportunitätskosten. Denn: «Ich spreche sieben Sprachen. Mathematik, Physik, Geologie, Medizin, Finance, Volkswirtschaft und die gesprochenen Sprachen», erklärt er auf Englisch mit französischem Akzent.

Er wirkt gelassen und hat doch viel zu kritisieren. Der Status quo der Wirtschaftswissenschaften, die Medien und die Politiker stellen ihn nicht zufrieden. Er prophezeit der Weltwirtschaft und den Staaten schwere Zeiten. Es reiche nicht aus, wenn einige Physiker – die sogenannten «econophysicists» – versuchen, die Wirtschaftswissenschaft für sich zu beanspruchen. Die Probleme lösen könne man nur mit einem multidisziplinären wissenschaftlichen Ansatz.

Herr Sornette, was ist das, «econophysics»? — Econophysics wurde vor etwa 20 Jahren von einigen Physikern ins Leben gerufen. Die Idee dahinter ist, die Wirtschaft mit Physik zu erklären. Aber ich mag den Begriff «Econophysics» nicht.

Wieso nicht? — Man kann die heutigen Probleme nicht lösen, indem man ausschliesslich einen physikalischen Ansatz verwendet, welcher von der bereits existierenden Wirtschaftsforschung

losgelöst ist. Physiker haben oft das Gefühl, dass alles mit Physik erklärt werden kann. Sie fühlen sich als die Könige der Naturwissenschaften.

Aber sie praktizieren Wirtschaftsforschung mit physikalischen Ansätzen. — Das ist korrekt. Die Welt ist extrem komplex und deshalb braucht es inter- oder multidisziplinäre Ansätze. Ökonomische Modelle sind angenehm zu berechnen und liefern schöne Resultate, aber eben keine realistischen. Naturwissenschaftliche Ansätze können da helfen. Naturwissenschaftler sind sich gewohnt, mit weniger schönen Daten

«Es ist sehr bequem, in Gleichgewichten zu denken.»

und Gleichungen zu arbeiten. Die Herangehensweise von Physikern ist nie normativ, sondern empirisch. Ein Physiker beschreibt nicht, wie etwas sein sollte. Wirtschaftswissenschaftler suchen grösstenteils nach Idealzuständen und kaum existierenden Gleichgewichten. Auch wenn ich grossen Respekt vor der Wirtschaftsforschung habe, bin ich der Meinung, dass diese Ansätze mit naturwissenschaftlichen Ansätzen verknüpft werden sollten.

Was sind denn weitere Vorteile einer solchen Verknüpfung? — In jeder Wissenschaft gibt es das Makro-Mikro-Problem. Wie aggregiere ich von einem Individuum auf eine grosse komplexe Einheit? Ein Individuum verhält sich alleine anders als in einer Gruppe. Eine Gruppe verhält sich anders als eine Ge-

sellschaft und so weiter. Die Physik hat als einzige Wissenschaft einige dieser komplexen Makro-Mikro-Probleme gelöst. Die Wirtschaftswissenschaft nicht.

Können Sie das konkretisieren? — Die Wirtschaftsforschung schuf den rationalen Akteur. Mit ihm erklären sie die globale Wirtschaft, vereinfacht gesagt. Sie sind von Mikro zu Makro gesprungen. Ausserdem forscht und denkt die Wirtschaftsforschung zu sehr in Gleichgewichten. Dabei gibt es diese kaum – ich fordere jeden heraus, mir das Gegenteil zu beweisen. Es ist sehr bequem, in Gleichgewichten zu denken, doch sie entsprechen nicht der Realität. Hier kommen Physik und auch die Econophysics wieder ins Spiel. Ihr Ansatz ist ausserhalb des Gleichgewichts.

Und mit diesem Ansatz können brauchbare Modelle gemacht werden? — Ja. Es gibt schon einige, welche die derzeit verbreiteten ersetzen könnten. Die gegenseitige Abhängigkeit von Anlagen kann beispielsweise mit besseren Instrumenten, welche in den 1950er Jahren von Physikern entwickelt wurden, gemessen werden. Diese wurden ursprünglich zur Analyse des Atomkerns entwickelt, sogenannte zufällige Matrizen.

Auch die Mathematik konnte mit der Kopula-Struktur einen sehr wichtigen Beitrag leisten. Doch diese etabliert sich nur langsam im Risiko-Management der Banken.

Wieso? — Man stösst auf Widerstand bei Finanzinstituten.

Was für Widerstand? — Ich führte schon einige Gespräche mit grossen Finanzinstituten. Mit bekannten Banken, die international tätig sind – ich nenne



keine Namen. Banken sind Dinosaurier. In ihrem Leben erben sie viele Technologien. Und diese Techniken und Software behalten sie ewig. Ewig, das heisst in der Finanzwelt 20 bis 30 Jahre. Denn ein Wechsel wäre sehr teuer und gefährlich. Deshalb der Widerstand.

Banken benutzen also veraltete Software? — Ja. Um eine andere Metapher zu verwenden: Diese Institute sehen aus wie Ferraris oder Lamborghinis, doch die Motoren, die sie antreiben, sind aus einem Auto aus den 50er oder 60er Jahren. Und es gibt viele solche Motoren in verschiedenen Gebieten.

Stossen Sie in allen Gebieten auf Widerstand, oder gibt es Unterschiede? — Nein. Physiker haben heute schon einen grossen Einfluss auf die Finanzwelt. Als in Amerika das Konkurrenz-Programm zum Large Hadron Collider in Genf (CERN) abgebrochen wurde, waren auf einmal tausende von Physikern arbeitslos. Viele von ihnen gingen an die Wall Street. Sie verstehen es, mit Daten um-

«Die Grenzen der Wirtschaftsmodelle sind vergessen gegangen.»

zugehen, und arbeiten bei Hedge-Fonds und Investment-Banken. Und sie sind profitorientiert. Das ist normal und rational.

Anders verhält es sich beim Risiko-Management. Dort sind nie genügend Anreize da, um etwas zu ändern. Denn man kann das Risiko-Management als Bremse des Profits verstehen. Es behindert das Geschäft. Deshalb stossen die

neuen Ansätze in diesem Bereich auf Widerstand.

Einer dieser neuen Ansätze ist das «agent based model». Was ist das? — Sie kennen sicher den Film «Matrix». Dort gibt es auch eine simulierte Welt mit Agenten, die bestimmt agieren und versuchen, das System zu optimieren. Die Forschung verläuft ähnlich. Am Computer simuliert man Volkswirtschaften, Börsen und Systeme. Dort agieren bestimmte Agenten, welche der Forscher mit Daten füttert und so den Effekt analysieren kann. Diesen Ansatz kann aber auch umgekehrt werden. Indem man versucht, das Computerprogramm an der realen Welt anzupassen. Also die Software mit realen Daten füttert und den Agenten kreierte. Das ist ein sehr viel-

versprechendes Feld für die Forschung ausserhalb von Gleichgewichten.

Sind also die Grenzen von normativen Wirtschaftsmodellen heute in Vergessenheit geraten? — Ja. Wie auch in anderen Wissenschaften werden in der Wirtschaft überall Vereinfachungen gemacht, um Vorhersagen zu treffen. Das ist kein schlechter Ansatz, wenn man sich der Grenzen bewusst ist. Aber wenn Sie ein Auto über sein Limit hinaus beschleunigen, endet das auch in einer Katastrophe. Diese Limits sind in den letzten 20 Jahren wieder vergessen gegangen.

Wieso? — Es war die Zeit der «great moderation». In dieser Zeit war aus der Sicht westlicher Wirtschaftsvertreter und Politiker alles gut. Das BIP der →

In Vergessenheit geratene Instrumente könnten laut Professor Sornette die Weltwirtschaft stabilisieren.



meisten Nationen wuchs, dank Geldpolitik, Regierungsinterventionen und Glück, konstant. Die Inflation galt als besiegt und pendelte sich bei zwei Prozent ein. Die Arbeitslosenquoten nahmen ab. Alles schien kontrollierbar. Die Wirtschaftsmaschinerie war gut geölt und schien reibungslos zu laufen. Man glaubte, dass wir uns in einem Gleichgewicht befinden.

Doch dem war nicht so? — Nein. Es war eine komplette Illusion. Diese great moderation war auf Überschuldung aufgebaut – vor allem in Amerika.

Die Schulden der Staaten sind jetzt nach der 'great moderation' und der Weltwirtschaftskrise immer noch da. Stecken wir also immer noch in einer Krise? — Wir haben die Krise noch lange nicht überstanden. Die Schulden sind abnormal. Ein Blick auf die Bilanzen der Zentralbanken zeigt, dass sie weiterhin sehr viele toxische Papiere halten, welche ein grosses Risiko darstellen. Während der great moderation waren die Staaten glücklich, tranken zu viel und assen fettiges Essen. Dann kam der Herzinfarkt und Leberkrebs. Aber niemand lebt heute gesünder. Im Gegenteil! Sie verschulden sich weiter. Sie trinken und essen doppelt so viel.

Wie kam es zu dieser grossen Verschuldung? — Schauen wir den Fall Amerika an: Von 1950 bis 2005 stieg der Konsum der US-Bürger an. Seit 1980 sanken die relativen Löhne. Wie füllt man diese Lücke? Man verschuldet sich, und die Ersparnisse gehen runter. Dafür steigt die Profitabilität auf Investitionen und an den Finanzmärkten. Ich nenne das Füllen dieser Lücke die Perpetuum-

Geld-Maschine. Analog dem unmöglichen Perpetuum mobile.

Können Sie das erklären? — Die Geldextraktion aus Neuverhandlungen von Hypotheken erreichte 2005 ihre Spitze mit einer Billion Dollar. Machen wir ein Beispiel: Herr Johnson kauft ein Haus für 250'000 Dollar und nimmt eine

«Länder und zahlreiche Erfindungen sind aus Krisen entstanden.»

Hypothek von 200'000 Dollar auf. Dank der Immobilienblase steigt der Wert von Herrn Johnsons Haus auf eine Million an. Nun geht er zur Bank, handelt eine neue Hypothek aus und gibt sein Haus

als Sicherheit an. Aufgrund des gestiegenen Wertes erhält Johnson eine Hypothek von 800'000. 200'000 waren bereits geliehen, diese bezahlt er zurück und besitzt neu 600'000 Dollar. Mit diesem Geld kauft er sich ein Ferienhaus, einen BMW und andere Konsumgüter.

So kreierten die Banken eine enorme Menge an Geld und versorgten die Wirtschaft auf eine künstliche Art und Weise mit Liquidität. Künstlich deshalb, weil nie ein realer Produktivitätsgewinn entstand. Dies funktionierte nur, solange alle an den gestiegenen Marktwert des Hauses glaubten.

Was meinen Sie mit Produktivitätsgewinn? — Die natürliche Produktivität eines Landes, welche sich im Wachstum des BIP eines Landes widerspiegelt,

kann nur auf drei Arten gesteigert werden: Erstens durch mehr Personen, die arbeiten, also Bevölkerungswachstum. Zweitens durch mehr Arbeit. Oder drittens durch effizientere Technik und Arbeit, also technologischen Fortschritt. Lange glaubten Europäer, dass Amerika ihnen bei diesem Produktivitätsgewinn um Längen voraus sei. Heute wissen wir, dass dies wegen diesen Extraktionen und der Überschuldung zustande kam. Und eben, die Grenzen einiger Modelle gingen vergessen, was enorme Konsequenzen hatte. Das Problem: Es ist heute noch schlimmer.

Also kommt die nächste Krise? — Ich würde nicht das Wort «kommen» brauchen. Wir werden weiterhin unter dem Zustand leiden. Und politische und wirt-

schaftliche Entscheidungsträger versuchen, das System künstlich zu stabilisieren. Ich sehe das nächste Jahrzehnt als sehr problematisch.

Entsteht eine neue Blase, ähnlich wie beim Immobilienmarkt in den USA? — Nein, momentan nicht. Wir haben einen Kater von der great moderation. Wie schon erwähnt sind die Staaten massiv verschuldet. Diese Schulden sind auf den Bilanzen von Banken.

Wieso ist das ein Problem? — Das Problem bei Banken ist, dass sie in geläufigen makroökonomischen Modellen – welche die Zentralbanken verwenden – vernachlässigt werden. Aus der Sicht dieser Modelle sind Banken passive Kanäle und Vermittler von Geld. Sie setzen lediglich die Zinsen fest. Ich frage mich, wieso Staaten Banken denn retten, wenn sie doch nur passive Kanäle sind. Es wird vernachlässigt, dass Banken Kredit kreieren. Sie bestimmen die Menge an Geld in einer Wirtschaft. Sie können also den wünschenswerten Vorgang, dass das BIP-Wachstum und das Geld sich harmonisch entwickeln, beeinflussen.

Und das ist ein Problem? Dies führt doch zu genügend Geld, um Innovationen Entwicklungschancen zu geben. — Ja, das ist schon so. Aber: Zu wenig Geld würgt diese Entwicklung ab, und zu viel führt zu Blasen. Denn die Banken diese Macht haben, ist ein grosses Problem. Denn so liegt das Schicksal der Weltwirtschaft in den Händen von ein einzigen Wenigen, anstatt es wie ein öffentliches Gut zu behandeln. Denn Banken sind nicht unabhängig, sondern verfolgen profitoptimierende Ziele. Hier funktioniert Adam Smiths Unsichtbare Hand

nicht. Ein Blick auf empirische und historische Daten zeigt, dass Banken den Markt überhitzen und zu keiner stabilen Lösung beitragen, wenn man ihnen freie Hand lässt. Deshalb bin ich für eine starke Regulierung der Banken.

Sie zeichnen ein sehr düsteres Bild. Können solche Krisen auch positiv ge-

«Glaubt nicht, was die Medien schreiben! »

nutzt werden? — Länder, Verfassungen, zahlreiche Erfindungen und Innovationen sind aus Krisen, Revolutionen und Kriegen entstanden. Dessen muss man sich bewusst sein. Deshalb rufe ich auch die Studierenden von heute auf, gegen den Strom zu schwimmen. Seid nicht pessimistisch, sondern nutzt Krisen und schwierige Zeiten, um Ideen zu kreieren und umzusetzen! Dabei muss man nicht beim ersten Mal Erfolg haben. Scheitern gehört dazu. Wer aus seinen Fehlern lernt, kann zu grossem Erfolg kommen. Glaubt nicht, was die Medien schreiben! Die täglichen Infos sind statistischer Lärm, irrelevant, fehlleitend oder gar manipulierend. Es ist wichtig, einen langen Zeitraum im Auge zu behalten.

Sie sagen, dass wir aus Fehlern lernen müssen. Haben wir aus der Weltwirtschaftskrise etwas gelernt? — Global betrachtet, nein. In Amerika ist immer noch die Finanzoligarchie an der Macht. Regulierungen werden von der Wall Street bekämpft, verwässert oder herausgehoben. Wir sind bereits daran, zu vergessen, was passiert ist.

Was hat das für Konsequenzen? →

— Nicht nur die Wirtschaft, sondern auch Länder und Demokratien stehen vor grossen Herausforderungen. Denn alles auf der Welt ist miteinander verbunden. 2008 schossen die Preise für Öl und Silber in die Höhe. Dies stürzte ungefähr 50 Millionen Menschen in tiefste Armut. Solche Entwicklungen werden sich zuspitzen. Siehe die Entwicklung in Nordafrika.

Sie kritisieren das System umfassend, doch haben Sie auch Lösungen? Was würden sie verändern, wenn Sie könnten? — Wir brauchen multidisziplinäre Ansätze. Ohne sie geht es nicht. Doch eigentlich kennen wir die Lösungen bereits. Wir haben sie nur vergessen. 1930 führte der Amerikanische Kongress den «Glass-Steagall Act» zur Regulierung von Banken ein, um die Exzesse der Banken in den 1920er Jahren zu stoppen. Die Banken mussten in vier verschiedene Bereiche aufgeteilt werden – in Investment-, Retail- und Commercial-Banking und «Insurances». So kann ein

«Es gibt zu viele
«Religionen» – politische
und ökonomische»

Titanic-Effekt verhindert werden. Damit nicht das ganze «Schiff» untergeht, wenn ein Geschäftszweig schlecht läuft. Der Glass-Steagall Act wurde 1999 offiziell abgeschafft, nachdem er in den 1980er Jahren bereits verwässert worden war, damit die Produktivität gesteigert werden konnte.

Das heisst, es wäre nur politischer Wille gefragt? — Genau. Wir kennen die

Lösungen. Wir müssen sie nur noch anwenden. Politiker dürfen nicht die Sklaven der Lobbies sein. Was für die USA stark zutrifft. Europa ist da noch weniger betroffen. In Europa fürchtet man sich einfach vor dem Kollaps grosser Finanzinstitute und dessen Konsequenzen.

Was sollte sonst noch geändert werden? — Die Kreditschöpfung der Banken muss wieder in den makroökonomischen Entscheidungsmodellen berücksichtigt werden. Vor 30 Jahren war das noch der Fall. Das exorbitante Privileg der Banken muss reguliert werden. Damit werden sie nicht einverstanden sein, sie werden sagen: «Das ist schlecht. Wir verlieren Geld. Wir stellen durch dieses System mehr Geld billiger zur Verfügung. Das brauchen Menschen und Firmen.»

Und was entgegnen Sie dem? — Das Volumen der Fremdwährungstransaktionen ist zwischen 100 und 1000 Mal höher als das benötigte Kapital für den täglichen globalen Import und Export. Das bietet viel Raum für Spekulationen. Das ist keine richtige Ökonomie. Das nützt auch Firmen nur begrenzt. Denn was ist der Unterschied zwischen einem 10, 20 oder 1000 Mal höheren Volumen? Klar steigt der Nutzen an, doch irgendwann erreicht man ein Plateau, an dem dieser nur noch marginal höher wird. Und dieses haben wir erreicht. Aktuell versuche ich mit meiner Forschung, dies empirisch zu erweisen.

Erfolgreich? — Es ist schwierig, die richtigen Daten anzuschauen. Doch ich bin zuversichtlich. Meine Ergebnisse werden sicher kritisiert, und ich muss meine Arbeit erweitern, doch das ist der wissenschaftliche Prozess. Ich will keine

Sornette würde die Banken mehr regulieren.



politische Debatte. Alles sollte auf Fakten bestehen. Sonst ist es wie eine Religion. Und es gibt zu viele «Religionen» da draussen – politische und ökonomische.

Wird der multi- oder interdisziplinäre Ansatz sich durchsetzen? — Es ist der einzige Weg, um Probleme wirklich zu lösen. Denn ich kann nur noch einmal betonen: Alles ist miteinander verflochten. Ob sich der Weg durchsetzen wird? Ich weiss nicht, ob wir global gesehen genug klug dafür sind. Deshalb gebe ich Ihnen dieses Interview. Um Wissen zu verbreiten und Denkanstösse zu geben. ♦

Studizone.ch

Das grösste Studenten-Benefit-Portal.

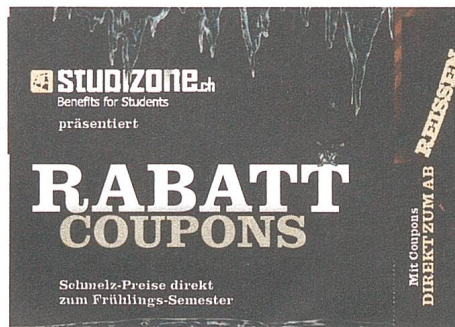
Studentenjobs – alles auf einen Blick

Auf wie vielen Seiten surfst du, wenn du auf Stellensuche bist? Es gibt unzählige Webseiten, die Studentenjobs anbieten. Jede dieser Seiten verfügt über ein mehr oder weniger grosses Angebot. Wer einen Nebenjob während oder eine erste Anstellung nach dem Studium sucht, klickt sich also täglich durch den Webseiten-Jungle – immer auf der Suche nach dem perfekten Job. Wer hat da noch den Überblick? Das ist umständlich und zeitaufwändig. Studizone.ch hat dafür mit einem Spin-off der ETH eine Lösung programmiert: Ihre Job-Plattform fasst verschiedene Quellen zusammen und verfügt so über knapp tausend Studentenjobangebote, unterteilt in die Kategorien «Absolventen», «Nebenjobs» und «Praktikum». Jeden Tag präsentiert dir Studizone.ch ungefähr 50 neue Jobs. Um vor lauter Stellen den Traumjob nicht zu verpassen, kann man die Suchtreffer mittels Filter eingrenzen.

Eine weitere praktische Dienstleistung sind die Unternehmensporträts: Studierende, die es bereits geschafft haben, bei Unternehmen wie Credit Suisse, AXA Winterthur oder KPMG Fuss zu fassen, geben da wertvolle Tipps.

Studizone.ch versucht ausserdem, die Plattform permanent zu verbessern. Das nächste Feature wird ein personalisierter Jobs-Newsletter sein. Ein Informationssystem, das einem jedes Mal eine Meldung erstattet, wenn ein neues passendes Jobangebot auf Studizone.ch zu finden ist.

Du suchst einen Job? Geh auf www.studizone.ch/studentenjobs – ein täglicher Besuch lohnt sich auf jeden Fall!



Rabatt-Broschüre – Angebote von exklusiven Partnern

Zum Semesterstart hat Studizone.ch die Studentenrabatt-Broschüre lanciert. Diese Broschüre mit zehn ausgesuchten Rabattangeboten lag der letzten ZS bei.

Mit Prozenten auf Produkte von MrLens, einem vergünstigten Toshiba-Laptop oder hitverdächtigen Crocs in Flip-Flop-Format sparen Studierende Bares!

Drei Angebote sind besonders hervorzuheben. So der April-Skitagespass der **Arosa Bergbahnen** für nur 33 Franken. Die passende Frühlingsfrisur gibts bei **Hair2Go**. Die Jugendlinie von **Valentino** ist schon ohne Rabatt schonend für das Studi-Portemonnaie. Mit dem Gutschein der Studizone gibts gleich nochmals 50 Prozent Rabatt obendrauf.

Und das vielleicht exklusivste Angebot bietet dir **Fujifilm**. Deren Postershop ist eine digitale Reise in die Welt der Momentaufnahmen. Hier gibts neben Postern in diversen Grössen und künstlerischen Ausführungen auch hochqualitative Fotobücher – perfekt, um spezielle Momente festzuhalten.

Die Studentenrabatt-Broschüre findet ihr auf www.studizone.ch – ein täglicher Besuch lohnt sich auf jeden Fall!

Arthouse-Kinokarte

Für kurze Zeit kostenlos

Aufgepasst: Für kurze Zeit gibts die Arthouse-Kinokarte für Studis umsonst! Mit der Arthouse Kinokarte erhältst du auf alle regulären Arthouse-Vorstellungen 5 Franken Ticketrabatt (Anzahl unbeschränkt). Darüber hinaus gibts es laufend kostenlose Zustellung des Meinungsmacher-Magazins Arthouse Movie News sowie privilegierten Zugang zu exklusiven Vorpremierungen. Die Karte hat einen Wert von 25 Franken – jetzt zugreifen!

Den Gutschein findest du direkt auf der Startseite von www.studizone.ch



Accenture Studi-Poker 11

Accenture Studi-Poker 2011

Hol dir Ruhm und 132'000 Franken

Am Montag, dem 28. März startet die Online-Quali für das Accenture Studi-Poker 2011! Sichere dir deinen Platz am Finalturnier (14. Mai) im Pokerpalace Dietlikon – du brauchst lediglich eines der Online-Turniere zu gewinnen oder an allen Online-Turnieren genügend Punkte zu sammeln. Du kannst bereits während der Online-Quali attraktive Preise wie eine Fussballreise an ein Spiel des FC Bayern München gewinnen. Der Sieger des Finalturniers hat dann zusätzlich die Möglichkeit, an einem Turnier im Grand Casino Baden 132'000 Franken einzustreichen!

Infos und Anmeldung auf www.studizone.ch/poker

Wo ist Waltraud?

Finde Waltraud und ihre verlorenen Gegenstände in der ZS-Redaktion!



Hornbrille
Ohne Brille ist Waltraud fast blind. Suche ihre Sehhilfe, damit sie wieder Artikel redigieren kann.



Studienliteratur
Waltraud hat ihre liebsten Reclambüchlein irgendwo in der Redaktion verloren.



Rote Ledertasche
Es wäre eine Schande, wenn Waltraud ihre Secondhand-Ledertasche nicht wiederfinden würde.



Kamera
Waltraud schießt gerne Fotos. Doch auch die Kamera ist weg!



Regenschirm
Die wasserscheue Waltraud will jederzeit für überraschende Regengüsse gewappnet sein und hat immer ihren Schirm dabei. Wo hat sie ihn bloss verlegt?

Bilder: Lukas Messmer und Patrice Siegrist





Dukush – die ZS verlost fünf CDs

Text: Daniela Zimmermann

Bild: Selbstaumlöser

Es kann losgehen! Schlagzeuger Matthias ist zurück im Lande, Dukush wieder komplett. Der Proberaum der Zürcher Trip-Hop-Band erwacht erneut zum Leben. «Wir wollen viel live spielen und uns so bekannter machen», sagt Bassist Norbert. Anders als viele ihrer Musikgenossen präsentieren sich Dukush nicht mit einer fancy Internetseite der Öffentlichkeit. Dukush setzt auf die persönliche Schiene. So gewann die Band auch die ZS für sich: Ein handgeschriebener Brief von Politikstudent Christian und ein Demotape fanden den Weg in die Redaktion.

Dukush spielt Trip-Hop vom Feinsten. Raffinierte Schlagzeug-Beats und hüpfende Bassläufe tragen die sphärisch klingenden Gitarrenriffs. Darüber hinaus schwebt die klare Stimme von Sängerin Nicole. Wiederkehrende Teile kennen Dukushs Lieder kaum, nicht selten überraschen sie mit unerwartetem Rhythmuswechsel. Jedes Instrument scheint eine eigene Geschichte zu erzählen. Konzentriert man sich auf die

einzelnen Melodien, läuft man Gefahr, sich darin zu verlieren. Das Resultat ist ein voller Klangteppich, der den Zuhörer in einen tranceartigen Zustand versetzt.

«Pfnüselküsten-Gspuuis»

Die vier Bandmitglieder wirken wie eine Familie. Im riesigen Proberaum sitzen sie in der Sofaecke und trinken das Zürübier «Paul». Auf dem Couchtisch liegen zwei Gemeinschaftspackungen Zigaretten. «Alte Pfnüselküsten-Gspuuis», beschreibt Norbert ihre Beziehung. Schon zu Schülerbandzeiten musizierten sie zusammen. Heute proben sie vor allem in ihrem Bandraum in Zürich-Binz – und bisweilen auch in einer Berghütte. Kein Instrument lassen sie beim gemeinsamen Probeausflug zuhause, sogar das Schlagzeug tragen sie über die Alpwise den Stutz hinauf. Abgeschottet «sounden» sie bis tief in die Nacht.

Entstanden ist die Zürcher Band vor fünf Jahren. Nach einem Verschleiss an Schlagzeugern gesellt sich schliesslich

Matthias dazu. Familie Dukush ist komplett. Die guten Vibes spürt man nicht nur im privaten Bandraum, sondern auch auf der Bühne. Inzwischen sind sie ein eingespieltes Team. Das sei nicht immer so gewesen, sagt Norbert. «Als wir die ersten Male zusammen live spielten, waren wir super aufgeregt.» Vor der Show steckten sie ihre Köpfe zusammen und besprachen, was zu tun sei, wenn jemand ausfällt. Gelächter. «Wir hatten damals eine Abmachung, dass wir nicht mehr als ein Bier vor dem Auftritt trinken», erinnert sich Norbert. Nicole darauf irritiert: «Was, echt? Davon wusste ich gar nichts.» Inzwischen ist diese Ein-Bier-Regel auch nicht mehr nötig. Nicht selten proben die vier bis Mitternacht. Und wens für Christian plötzlich knapp wird, leiht Nicole ihm ihr Fahrrad, damit er die letzte Uetlibergbahn noch erwischt. Man hilft sich halt – ganz wie in einer Familie.

Verlosung: Gewinne 5 × 1 CD, Teilnahme möglich bis 6. April unter www.zs-online.ch/verlosungen



Migros

Das Mauerblümchen

Zugegeben, ich komme aus Berlin, und hätte man mich vor zwei Jahren gefragt, ich hätte «Migros» für einen Mikroskopie-Kasten von KOSMOS gehalten. Zwei Jahre und etliche Migros-Einkäufe später bin ich weiser und dem rauhen Charme von Migros verfallen. Kein Geprotze und Geprunke, kein Bling-Bling und Reiss-mich-auf-Gehabe, sondern nur Qualität zu fairen Preisen. Ganz in calvinistischer Manier ist beispielsweise die Verpackung des M-Classic Joghurts «Ahornsirup stichfest» lediglich mit einem Ahornblatt versehen. Auch die Suppen von Anna's Best erinnern in ihrem durchsichtigen Plastikbeutel eher an einen Infusionsbeutel als an Grossmutter's Suppe. Bei Migros zählen die inneren Werte und nicht der äussere Schein.

Migros übernimmt gar einen erzieherischen Auftrag: Alkohol und Tabakwaren führt sie nicht in ihren Regalen. So regt sie mich gar zu einer gesunden und abstinenter Lebensweise an. Der Einkauf bei Migros gibt mir und meinem Geldbeutel ein gutes Gefühl. Schon jetzt freue ich mich auf den nächsten M-Budget-Energy-Drink, der mich aus einem Nachmittagstief rausholt oder frühmorgens in der Uni aufnahmebereit macht.



Coop

Die schöne Luxusmaus

Wenn ich an Coop und Migros als zwei Schwestern denke, so ist Migros die Unscheinbare, Introvertierte und Vernünftige der beiden. Coop hingegen ist die Schöne, Eitle und Extrovertierte. Sie trägt Kreolen-Ohringe, kaut stets Kaugummi, gibt Shoppen auf Fragebögen als ihr Hobby an und würde für Luxusartikel sterben. Die schöne Luxusmaus und das Mauerblümchen mit dem wachen Verstand. Der Einkauf bei Coop ist für eine eingefleischte Migros-Einkäuferin wie mich wie ein Kurztrip nach Disneyland. Überall lauern süsse Verlockungen, Magazine mit dem neuesten Promiklatsch stehen griffbereit, und auch für die Durstigen unter uns ist das Angebot an alkoholischen Getränken schier unüberschaubar. Es lebe der Konsum und der Materialismus! Warum nur fünf verschiedene Zahnpastamarken, wenn es auch 20 sein können? In einem Punkt muss man Coop allerdings absolutes Können zugestehen: in Produktdesign. Noch nie habe ich einen Supermarkt mit derart stylish verpackten Produkten gesehen. Der Speichelfluss wird angeregt, die Kauflust stimuliert, und würde ich nicht in einer Partnerschaft mit Migros leben, wahrscheinlich würde ich mich zu einem Kauf hinreissen lassen.



**Augusta
Theater**

A very American evening. Frank Sinatras Jazzsongs erfüllen noch vor Beginn der Vorstellung den Zuschauerraum. Die Schweizer Uraufführung der sozialkritischen Komödie «Augusta» kommt ins Theater Winkelwiese.

Die Inszenierung von Regisseur Nils Torpus zeichnet sich durch das unkonventionelle Bühnenbild aus. Ein prachtvolles Sommerhaus wird durch einen Quadratmeter Parkettboden sowie einen Kronleuchter angedeutet und der gesamte Bühnenboden mit einem leicht erhöhten Metallgitter ausgelegt. So findet die finanzielle und persönliche Instabilität der Protagonisten ihren Ausdruck im Gang der Schauspieler.

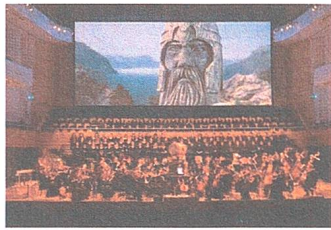
Ort des Geschehens ist eine kleine Stadt im US-Bundesstaat Maine. Molly (Miriam Japp) und Claire (Francesca Tappa) sind als Putzfrauen für ein Reinigungsunternehmen tätig. Molly, die ältere der beiden Frauen, ist Teamleiterin und träumt von einem Leben ohne Rückenschmerzen. Claire, die Neue, ist jung und schön und träumt von Geld und einer grossen Karriere. Jimmy (Michael Schwyter), der neue Regionalchef des Unternehmens, hingegen träumt von Claire. Ihre optischen Reize haben es ihm angetan, er stellt ihr die Stelle der Teamleiterin in Aussicht. Doch ohne Verrat an Molly ist der berufliche Aufstieg von Claire nicht möglich. Das Intrigenetz verdichtet sich, und alle drei kämpfen ums nackte Überleben.

Mit Sprachwitz und Ironie verleiht der Autor Richard Dresser der amerikanischen Arbeiterklasse eine Stimme und bricht mit der Illusion des «American Dream». Dem Zuschauer bleibt die Erkenntnis, dass der Mensch sich selbst der Nächste ist. Letztendlich ist es die Hoffnung auf ein erfüllteres Leben, die uns am Leben hält. Das ist traurig, aber sehr wahr. [les]

Wann: 8. April, 20.30 Uhr

Wo: Theater Winkelwiese, Zürich
Verlosung: Gewinne 3 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis 6. April unter:

www.zs-online.ch/verlosungen



**Lord of the Rings
Konzert**

Daer, bain, taur. Diese Worte würden die Grauelben in Tolkiens Mittelwelt wohl für das spektakuläre Konzerterlebnis finden: beeindruckend, schön, überwältigend.

Die epische Musik der «Lord of the Rings»-Trilogie erweist sich als ein genussvolles musikalisches Dreigangmenü. Das 21st Century Symphony Orchestra lädt zu einem zehntägigen Festival. Erstmals wird die Musik der gesamten Filmtrilogie live aufgeführt. Der Akademische Chor Zürich (ACZ) unter der musikalischen Leitung von Anna Jelmorini unterstützt das Orchester im zweiten Teil «The Two Towers» mit einer eindrücklichen gesanglichen Leistung.

Die kraftvollen Stimmen der Studierenden reissen die Besucher innert Sekunden in die himmlische und zugleich bedrückende Welt Mittelwelt. So hauchen die Sopranistinnen in «The Dead Marshes» mit ihren unermesslichen Lauten den Zuhörern Unbehagen ein, wie es nicht einmal das bewegte Bild, die Darbietung der Schauspieler oder Gollum können.

Howards Shores Werk live zu hören, ist gewaltig. Offenbar so gewaltig, dass der kanadische Komponist höchstpersönlich zur Weltpremiere in Luzern gekommen ist. Shore stand mit dem ACZ ständig in Kontakt, und so entspricht die Umsetzung auch ganz seinen Vorstellungen. Sie perfektionierten gar die Aussprache der verschiedenen Sprachen. So überzeugt und lebt die Musik nicht zuletzt durch die sanften, beflügelnden, dann wieder dunklen, dramatischen Momente, welche die Sängerinnen und Sänger des ACZ professionell darbieten.

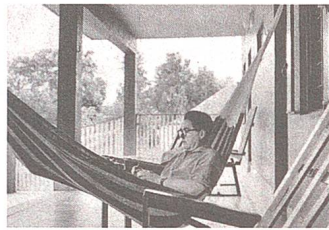
Bei solchen Klängen meint selbst die enthusiastische Dirigentin Anna Jelmorini: «Singt nicht alles richtig. Ich kann euch sonst nicht kritisieren!» Gänsehaut garantiert. [ste]

Wann: 29./30./31. März,

jeweils 19.30 Uhr

Wo: KKL, Luzern

Eintritt: 40 bis 150 Franken



**Max Frisch
Literaturausstellung**

«Was tun Sie für Geld nicht?», steht in den Glückskekse, die jeder Besucher beim Eingang der Max Frisch-Ausstellung im Museum Strahof erhält. Der 1991 verstorbene Schweizer Autor ist bekannt für sein unermüdliches Hinterfragen. Doch wie kommt das beim heutigen Leser an?

Wie viel Frisch steckt noch in der Gegenwart? Dieser Frage geht die Ausstellung nach. Auf vielen Bildschirmen geben unterschiedlichste Leser ihre Erfahrungen mit Max Frischs Werk preis. Einem Kandidaten des Fernsehquiz «Wer wird Millionär?» aus dem Jahr 2002 verhalf eine Frage über Frisch sogar zu einer Million Euro. Angesprochen auf den Schweizer Schriftsteller antwortete ein Anderer: «Max Frisch? Kenn ich nicht, aber: geiler Name.» In der unteren von zwei Etagen stehen in einer Vitrine drei Ausgaben von «Homo Faber». Alle stammen von Schülern, die ihre Taschenbücher in langatmigen Schulstunden kreativ verzierten.

Die Ausstellung erlaubt dem Besucher einen neuen Blick auf das Schaffen des Schweizer Autors. Dabei stehen nicht Experten oder Frisch selbst im Mittelpunkt, sondern die Leser. Die Kuratoren gehen der Frage nach Frischs Aktualität vielseitig nach, das macht einen Besuch der Ausstellung lohnenswert. Ob als Autor, Architekt, Reisender oder öffentliche Person, Max Frisch steckt mit seinem Werk auch zwanzig Jahre nach seinem Tod in uns. Das beweist, dass sein hartnäckiges Hinterfragen gesellschaftlicher und politischer Umstände nichts an Aktualität verloren hat. [flo]

Wann: 16. März bis 4. September

Wo: Museum Strahof, Zürich

Eintritt: 8 Franken mit Legi



**Wednesday-Jam
Improvisations-Konzert**

Mittwochabends lädt der Verein Jazzbaragge zu Bier und gepflegter Musik. Der Weg des Besuchers führt vorbei an Aschenbecher und Kollektentopf, hinein in den Club Mehrspur – eine gemütliche Lounge mit Bar und Bühne. Das Equipment wartet bereits darauf, bespielt zu werden. Auf den Sofas fläzen sich Frischverliebte, an den zahlreichen Tischchen mischen sich Szenegänger unter Musiker. Alle sorgen für entspannte Stimmung.

Die Band kommt heute aus dem Welschland. Eine aus Musikstudierenden aus dem In- und Ausland bestehende Band läutet den Mittwochabend ein. Alle zwei Wochen wird gewechselt. In gedämpftem Licht werden die ersten Nicht-so-Standards angespielt. Der Raum füllt sich rasch, die Jazzbaragge ist meist gut besucht. In den letzten acht Jahren mauserte sie sich zu einer bekannten Institution für Zürichs Livemusik. Der Ablauf am «Jazzbaragge Wednesday-Jam» ist stets der gleiche. Nach einer knappen Stunde macht die Band die erste Pause. Dann entern die ersten Freiwilligen die Bühne und eröffnen den Jam.

Wo tagsüber Jazz gelehrt wird, da kann er am Abend nicht schlecht klingen. So bildet sich ein Potpourri an Ensembles: Neben scattenden Sängerinnen klimpert plötzlich ein Pianist, zwei Saxophonisten spielen unisono, die Schlagzeuger tauschen Stöcke aus. Gegen Ende wuchtet sogar ein Kontrabassist sein sperriges Instrument ins Rampenlicht. Die Zuschauer nicken und wippen, gelegentlich wird angestossen. Man wähnt sich tatsächlich kurz in einer Kneipe in New Orleans, bevor man wieder in die dunkle Nacht heraustritt und verwundert feststellt, dass im Nachtangebot von Zürich sogar ein swingender Jazzabend vertreten ist. [sim]

Wann: Jeweils mittwochs

Wo: Club Mehrspur

Eintritt frei

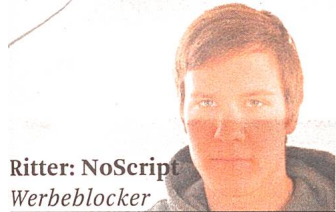
Senf der Redaktion

Wir empfehlen:


Zander: Vitamin C
Gesundheitstipp

Ich schwöre auf Vitamin C. Es hält mich jung, gesund, potent und überhaupt. Ich esse jeden Tag mehr als die empfohlene Tagesdosis und so ist die Schweinegrippe an mir vorbeigezogen. Und wenn ich dann doch mal krank bin, dann nehme ich einfach noch mehr Vitamin C. Zugegeben, gesund macht mich das dann nicht, aber wenigstens hält es mich fit. 39 Grad Fieber und eine vierstündige ZS-Sitzung leiten – kein Problem dank Vitamin C.

Forscher haben herausgefunden, dass es eigentlich gar nichts bringt? Alles nur Placebo? Mir egal, ich schwör drauf und bleib fit.


Ritter: NoScript
Werbeblocker

Kawumm! Es flimmert vor meinen Augen. Ein Sparschwein explodiert. «Preiskracherwochen bei der Migros!» Dabei wollte ich doch nur kurz online die neusten Lokalnachrichten checken. Die Zeiten sind längst vorbei, es unersie noch ungestört im Internet surfen konnte, ohne unaufgefordert «Singles mit Niveau» oder irgendeine Versicherung angeboten zu bekommen. Bunt blinkende Internetwerbungen nerven nicht nur, sondern machen das Surfen auch langsamer. Zum Glück kann man aufdringlicher Internetwerbung einfach den Riegel schieben. Mit Add-ons für den Browser wie «NoScript» für Firefox oder «AdblockIE» für Internetexplorer, kann ich nun selber entscheiden, was auf meinem Bildschirm explodieren darf und was nicht. Das funktioniert übrigens auch auf der ZS-Homepage.

Zimmermann: Frische Kräuter
Kochgewohnheit

Die Tage werden länger, die Temperaturen steigen. Der Frühling ist im Anmarsch. Unser Balkon erwacht zum Leben. Für Farbe sorgen die Blumen, für Geschmack die Kräuter. Endlich macht Kochen wieder richtig Spass. Nichts wertet ein Essen mehr auf als frische Kräuter vom eigenen Balkon (ausser natürlich aus dem eigenen Garten – Stadtmenschen geben sich mit Topfkräutern zufrieden). Die Zeit ist reif für Basilikumpesto, Rosmarinrahm- und Salbeibuttersauce. Frische Peterli und Schnittlauch motzen jeden Salat auf. Und nicht zu vergessen ist mein spezial Pfefferminz-Zitronenmelissen-Salbei-Ingwer-Eistee mit Honig gesüsst. Auf einen genussvollen Frühling!

Siegrist: The Revolution Will Not Be Televised
Dokumentarfilm

Zwei irische Filmemacher reisten nach Venezuela, um eine Biographie über Hugo Chávez zu machen. Sieben Monate verbrachten sie in Venezuela. Dabei wurden sie Zeuge des zweitägigen Putsches im April 2002 gegen Chávez. «The Revolution Will Not Be Televised» ist eine eindruckliche Dokumentation, die Einblicke hinter die Kulissen während diesen turbulenten Zeiten gewährt.

<http://tinyurl.com/nottelevised>

Zermin: Schokokuchen backen
Backphilosophie

Ich liebe es, andere Leute mit selbstgebackenem Schokoladenkuchen zu überraschen. Am allermeisten, weil die Beschenkten nicht wissen, wie mein Kunstwerk produziert wurde. Wenn ich backe, suche ich nicht zuerst die Zutaten zusammen. Mein erster Griff geht in Richtung Volume-Anzeige meiner iPod-Boxen. Erst wenn Abba «Honey, Honey» brüllt, öffne ich die Flasche Prosecco und beginne, laut singend und ein Glas in der Hand, mit der Zuckersuche. Eine Knetmaschine habe ich erst gar nicht gekauft; ich knalle den Teig zum Takt der Musik auf den Tisch. Zugegeben, Kuchenbacken mit Glas in der Hand will gelernt sein, und so manches Rezept erfuhr schon durch versehentliche Prosecco-Güsse unfreiwillige Änderungen. Aber das Ergebnis ist bis jetzt noch immer gut angekommen. Und während Krümel in alle Richtungen fliegen, schmunzle ich in Erinnerung an meine Backorgie und bin froh, dass man dem Kuchen nicht anschmeckt, wie er gebacken wurde.

Rizzi: Der Clochard
Kneipe in Hamburg

Der Clochard hält, was sein Name verspricht: Das Dekor ist so runtergewirtschaftet wie seine Besitzer. Drinnen ist es dunkel, es riecht nach jahrealtem Zigarettenqualm, Schnaps und Bier, das es für 99 Cent zu kaufen gibt. Schmalzbrote für den kleinen Hunger gibt es umsonst. Doch wer die verzehrt, ist selbst schuld. Die Gäste sehen tagelang kein Tageslicht, manche wohnen dort und schlafen für jeweils ein paar Stunden auf den abgeratzten Bänken. Aus der Jukebox lärmt mit geschätzten 120 Dezibel ausschliesslich Heavy Metal. Und die Toilette spottet jeglicher Beschreibung. Der Clochard ist 24 Stunden am Tag offen, 365 Tage im Jahr. Es braucht beim ersten Mal Überwindung, das düstere Loch zu betreten. Wer allerdings ein paar Stunden darin verbracht hat, kommt immer wieder.

Alles nur geklaut?

Pro Jahr entdeckt die Universität Zürich zehn Plagiate. Die Dunkelziffer ist viel höher. Gegen Ghostwriting ist die Universität bis heute machtlos.

Für seine erste Arbeit in Politikwissenschaften bekommt Mike keine Note. Dafür einen Brief vom Unianwalt mit dem Betreff: «Verdacht auf Plagiat». Mike erschrickt und versteht die Welt nicht mehr. «Ich hab ja gewusst, dass ich nirgendwo abgeschrieben habe – aber unangenehm ist es schon, wenn man im ersten Semester zuerst einmal Post vom Unianwalt bekommt», erzählt er heute.

Mike ist nicht der Einzige, bei dem ein solcher Brief im Briefkasten gelandet ist. Jährlich verschickt die Uni Zürich etwa zehn solcher Briefe. Das Überprüfen von Arbeiten auf Plagiate ist den einzelnen Professoren überlassen. Die Unileitung und die Fakultäten sprechen nur Empfehlungen aus: Alle Dozenten sind dazu angehalten, jeden der eingereichten Texte kritisch zu lesen und besonders auf Stilbrüche zu achten.

Abklärungen durch den Anwalt

Bei Mike hat es der Professor besonders genau genommen. Er hatte den Verdacht, Mike habe unredlich gearbeitet. Und er hielt daran fest: «Er sagte mir, dass wohl jemand von mir abgeschrieben habe, dabei hatten ich und mein Kollege nur zusammen an dem Text gearbeitet. Das Problem war, dass ich noch als Urheber der Datei meines Freundes angegeben war.» Das erklärten die beiden auch dem Dozenten. Der wollte aber trotzdem eine Abklärung durch den Unianwalt: «Er meinte zu uns, er wolle einen Präzedenzfall schaffen.»

Dieses System der Uni erscheint etwas willkürlich, und das soll auch so sein. «Die Uni fährt ein System, das auch von der Überraschung lebt, mit welchen Inst-

umenten man konfrontiert wird», erklärt Thomas Hildbrand, Leiter des Bereichs Lehre an der Uni Zürich. Das scheint zu funktionieren: Alle Studierenden, die wir zu dem Thema befragt haben, geben an, dass sie fast nichts darüber wissen, wie die Uni Plagiate handhabt.

Dialog mit Studierenden suchen

Die Bereitschaft, selber einmal zu plagieren, schwankt: «Ich würde vielleicht in minimalem Ausmass plagieren, das heisst, ein paar Sätze da und dort – das könnte ich mir schon vorstellen, wenn ich in Not bin», meint Linda*, Englischstudentin im zweiten Semester. Für Nathalie*, Politostudentin im 4. Semester, kommt Plagieren keinesfalls in Frage: «Wenn man sich an der Uni immatrikuliert, geht man mit ihr einen Vertrag ein, dass man ihre Regeln befolgen wird: Nicht zu plagieren, gehört für mich dazu.» Ausnahmslos alle schätzen die Bereitschaft ihrer Mitstudierenden, zu plagieren, als sehr hoch ein.

Laut Hildbrand wird in Zürich in Bezug auf Plagiate zuallererst auf Prävention gesetzt. «Die Uni vermittelt, was wissenschaftliche Redlichkeit ist. Sie will die Studierenden während der Zeit, in der sie hier sind, darin stärken, eine wissenschaftliche Identität auszubilden.» Das geschieht in den Proseminaren, in denen die Studierenden immer wieder auf den korrekten Umgang mit fremdem Gedankengut hingewiesen werden.

Hildbrand macht deutlich, dass die zweite Säule, auf die sich die Uni abstützt, der Dialog mit den Studierenden ist: «So prüfen wir auch auf Plagiate; wir wollen herausfinden, ob der Umgang mit

dem Wissen professionell ist oder nicht.» Ist das bei mehr als 26'000 Studierenden überhaupt möglich? Hildbrand scheint skeptisch: «Vor allem die Massenuniversität ist diesbezüglich schlechter aufgestellt. Der direkte Dialog mit den jüngeren Akademikern ist sehr wichtig.» Aber: «Es ist ein Anspruch der Uni Zürich, dass sie genau diesen Dialog gewährleistet. Wo wir Massenfächer haben, versuchen wir das etwa über die begleitenden Tutorien abzudecken.»

Der Software-Mythos

Eine unterstützende Rolle nimmt die Detektionssoftware docoloc ein. Die kommt spätestens dann zum Einsatz, wenn ein Plagiatsverdacht besteht. Hochgeladene Arbeiten werden mit im Internet vorhandenen Seiten abgeglichen. Das Ergebnis ist eine Prozentzahl der Textstellen, die gefunden wurden. Doch die Software ist alles andere als wasserdicht, wenn es um das Erkennen von Plagiaten geht. Passagen, die aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt wurden, erkennt sie nicht – genauso wenig wie Paraphrasen. Aus einer fraglichen Arbeit pickt sie zufällig Passagen raus und sucht wie eine Suchmaschine im Internet nach Übereinstimmungen.

Roberto Mazzoni, Leiter des Benutzerdienstes der Informatikdienste, hat für uns die letzte Ausgabe der ZS von docoloc auf Plagiate überprüfen lassen. Das Ergebnis: 64 Prozent werden als Plagiat angezeigt. Im Internet ist jedoch die ganze Ausgabe einzusehen. Hätte die Zahl dann nicht viel höher sein müssen? «Das Ergebnis ist von mehreren Faktoren abhängig. Die Software arbeitet über

Datei**Bearbeiten****Ansicht****Rückgängig****Plagiiere****Einfügen****Löschen****Alles Auswählen**

Google, das heisst, sie ist auf die dortige Indexierung angewiesen. Ausserdem werden nur zufällig ausgewählte Textfragmente aus der Arbeit überprüft», erklärt Mazzoni.

Hildbrand betont, dass man sich nie nur auf die Software verlassen würde. «Sie ist nur ein zusätzliches Werkzeug, dessen Resultat interpretiert werden muss. Sie dient ausschliesslich zur Orientierung.»

Machtlos gegen Ghostwriting

Fast gänzlich machtlos ist die Uni, wenn es um Ghostwriting geht. Die Ghostwriter verfassen eine Arbeit, die nie durch Stilbrüche oder Plagiate auffallen würde. «Das Einzige, was wir tun können, ist, den intellektuellen Fortschritt der

Studierenden zu überprüfen», sagt Hildbrand. «Abgesehen davon ist Ghostwriting eine ganz andere Schiene als ein Plagiat. Da steht ein bewusster Akt des Einkaufens und des Eine-andere-Person-etwas-für-sich-tun-Lassens dahinter. Ich verurteile das aufs Schärfste.»

Von Nichtbestehen bis Ausschluss

Bei jedem konkreten Plagiatsverdacht wird der Universitätsanwalt eingeschaltet und die nächsten Schritte mit ihm besprochen. Wird ein Plagiat aufgedeckt, variieren die rechtlichen Folgen je nach Ausmass des Falls. «Die geringste Folge ist das Nichtbestehen der Prüfung und die heftigste der Ausschluss vom Studium für sechs Semester», erklärt Hild-

brand. Dies kommt aber erst bei schweren Verstössen zum Zug; dann, wenn die Arbeit fast nur aus Plagiaten besteht oder ein Studierender wiederholt plagiiert. Reicht das überhaupt zur Abschreckung? Hildbrand verteidigt sich: «Unsere Vorgehensweise ist angemessen. Die Zielsetzung, dass wir wissenschaftliche Redlichkeit ausbilden und garantieren wollen, erreichen wir so.»

Für Mike ist seine persönliche Plagiatsaffäre noch glimpflich ausgegangen. Der Unianwalt verfasste ein Gutachten, in dem er erklärte, die beiden hätten wirklich nur zusammen gearbeitet. «Auf 20 Seiten! Das wäre auch auf einer Seite gesagt gewesen», lacht Mike. ♦

*Namen der Redaktion bekannt.

«Studis gehen lieber in die Beiz»

Ghostwriter Peter Doeberl schreibt bis zu 25 Arbeiten im Jahr. Dafür kriegt er keinen Abschluss, aber bis zu 20'000 Franken pro Auftrag.

Herr Doeberl, ich möchte mir von Ihnen eine Seminararbeit schreiben lassen. Wie läuft das ab? — Sie kontaktieren mich zuerst via E-Mail, danach treffen wir uns. Ich muss den Menschen kennenlernen, für den ich eine Arbeit schreiben soll. Das Ganze muss besprochen werden, und ich möchte sehen, wie Sie auf bestimmte Dinge reagieren.

Und nach dem ersten Treffen? — In den meisten Fällen haben die Studierenden schon eine gewisse Vorstellung vom Inhalt und davon, wie die Arbeit aufgebaut sein soll. Die Vorgaben, wie etwa die korrekte Zitierweise, muss man mir vorlegen. Die Uni hat beispielsweise andere Regeln als die ETH.

Ich lese mich auch in Arbeiten ein, die Sie schon geschrieben haben, um Ihren Stil und die Argumentationsweise zu übernehmen. Ich muss mich Ihrer Sprache anpassen, sonst merkt man das sofort. Danach kann ich loslegen.

Das klingt ziemlich zeitintensiv. — Das ist es. Vor allem die Lektüre kostet viel Zeit. Ich bin jetzt an einer Arbeit dran und habe dafür sechs Bücher auf meinem Schreibtisch.

Weshalb kommen die Studierenden zu Ihnen? — Also, ich will das nicht mit

ZUR PERSON

Peter Doeberl, 63, aus Aarwangen bei Bern, lässt seit fünf Jahren Andere die Lorbeeren für seine Arbeit einheimen. Der Journalist und Weltenbummler, der nie an einer Universität studiert hat, schreibt fast alles: von Reden für Politiker bis zu Seminar- und Lizentiatsarbeiten. Eine Uniarbeit kostet zwischen 6000 und 20'000 Franken.

keine Lust» umschreiben, sondern eher sagen, dass die Motivation, der Antrieb fehlt. Studierende gehen halt lieber abends noch in die Beiz oder zwei Wochen in die Skiferien. Da machen sie halt nichts, obwohl sie die Bücher wahrscheinlich dabei hätten.

Wie viele Arbeiten schreiben Sie pro Jahr? — Zwischen 20 und 25, die meisten sind Lizentiats- und Seminararbeiten. Ich habe auch schon eine Doktorarbeit geschrieben. Benotet werden sie zwischen 5 und 5.5, dadurch werde ich auch häufig weiterempfohlen. Es gibt auch Studierende, für die ich schon meh-

«Vielfach kontaktieren mich Studierende auf Initiative der Eltern.»

rere Male grössere Arbeiten schrieb. Die kamen zwei, drei Mal. Deren Stil kenne ich mittlerweile, das braucht dann auch weniger Vorarbeit.

Wurde schon jemand erwischt? — Nicht, dass ich wüsste. Ich hätte bestimmt von der- oder demjenigen davon erfahren. Es ist wichtig, sorgfältig zu arbeiten. Es würde sich schnell herumsprechen, wenn ich meine Arbeit schlecht machen würde. Da wäre ich schnell weg vom Fenster.

Wer zahlt das Ganze überhaupt? — Ich würde sagen, dass bei fast allen die Eltern zahlen. Gerade bei den grösseren Arbeiten. Studierende können eine Summe von 10'000 Franken nie in ihrer Freizeit verdienen. Vielfach geschieht das auch zu einem grossen Teil auf Initiative der Eltern. Die sagen sich dann: «Lieber

die Summe zahlen, als dass mein Kind durchs Studium rasselt.»

Können Sie die Situation der Studierenden, die eine Arbeit für sich schreiben lassen, nachvollziehen? — Ja, das kann ich sehr gut. Bei Studierenden mit gut betuchten Eltern habe ich manchmal aber schon das Gefühl, dass die einfach zu nur zu faul sind, selber in die Tasten zu greifen.

Arbeiten Sie ganz alleine an einer Arbeit? — Ja, ich schreibe die Arbeit alleine. Meine Frau liest sie ab und zu durch. Manchmal vertue ich mich, dann ist sie meine Lektorin. Ich verlange aber von meinen Kunden eine gewisse Vorarbeit. Vor allem bei der Recherche zu einem Thema. Wenn jemand kommt und einfach sagt, «schreiben Sie mir eine Arbeit, dann lehne ich den Auftrag ab. Auch die Bücher und sonstige Unterlagen müssen sie mir bereitstellen.

Schreiben Sie über alles? — Grundsätzlich mache ich keine Einschränkungen. Ich schreibe zu jedem Thema, ausser zu Physik und Chemie. In diesen Fächern habe ich meistens geschwänzt. Ich schreibe auch Reden für Politiker.

Für wen? — Ich habe beispielsweise für Willi Ritschard geschrieben (SP-Bundesrat von 1973 bis 1983, Anm. der Redaktion). Für SVP-Leute schreibe ich aber aus Prinzip nicht.

Gibt es Studierende, die sich nach Abschluss der Arbeit bei Ihnen melden? — Ja, es gibt eigentlich nur positive Rückmeldungen. Natürlich gibt es auch jene, die sich gar nicht melden. Aber das ist mir dann auch egal.

Ist Ihre Tätigkeit legal? — Den Schritt in die Illegalität gibt es. Nur macht den

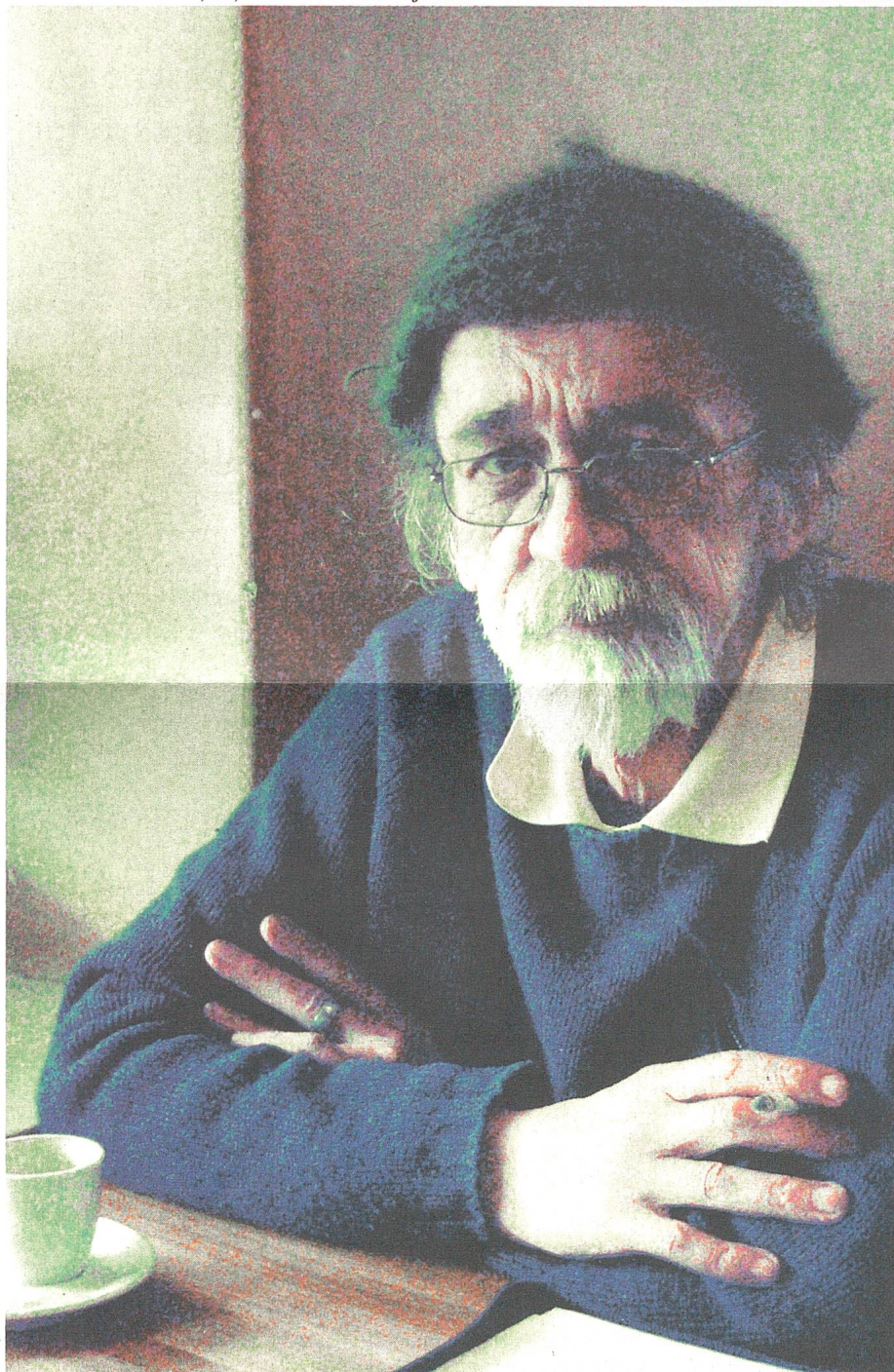
halt die Studentin oder der Student. Ich trete die Rechte an der Arbeit ab, es steht auch nirgends mein Name. Am Schluss ist es ihre oder seine Arbeit und man kann sie abgeben, während ich von nichts weiss.

Haben Sie kein schlechtes Gewissen? Schliesslich leisten Sie dem Betrug Vorschub. — Nein, das habe ich prinzipiell nicht. So etwas muss der Student selbst wissen und es mit sich selbst vereinbaren können. Ich mache ja bei akademischen Arbeiten im Prinzip das Gleiche, wie wenn ich zum Beispiel für einen Bundesrat oder eine Bundesrätin eine Rede schreibe und diese Person sie dann als ihre Rede vorträgt.

Das Geld steht bei dieser Tätigkeit sicherlich im Vordergrund. — Nein. Es ist so, dass ich viel dabei lerne und meine Allgemeinbildung dadurch auch grösser wird. Allein wegen des Geldes würde ich es nicht machen.

Sie selbst haben nie eine Universität besucht. — Nein. Ich habe früh meine Eltern verloren. Da ich zwei kleine Geschwister hatte, musste ich diese durchbringen. Damals hatte ich die Matura noch nicht, sondern habe gearbeitet und später neben dem Gymnasium dann auch noch den Haushalt gemacht. Das war alles in allem eine relativ harte Zeit. Aber es ging, und deshalb sage ich immer, man kann alles machen, man braucht bloss den Willen dazu.

Was sagen Sie zum Fall Gutenberg? Hatte der einen schlechten Ghostwriter oder einfach abgeschrieben? — Er hat das ganz einfach selbst schlecht abgeschrieben und kopiert. Das ist fatal. Ich achte darauf, dass ich alles, was ich von



irgendwoher habe, korrekt zitiere und angebe. Ich halte mich an die wissenschaftlichen Standards.

Kennt man sich unter Ghostwritern? — Ich habe einen Kollegen aus Zürich, der auch Ghostwriter ist. Wir treffen uns einmal im Monat und reden über unsere

Arbeit. Wir stellten auch schon fest, dass der Andere für jemanden schreibt, den man selbst abgelehnt hat.

Können Sie diesen Job einem arbeitslosen Studienabgänger empfehlen? — Vorausgesetzt, dass er oder sie gut Deutsch kann, ja. ◊

Ein göttlicher Sonntagabend

Intelligent fliegende Gänse, formbedürftiges Rohmaterial und haufenweise Liebeserklärungen. Ein Besuch bei ICF Zürich.

Sonntagabend. Kalte Luft liegt über Zürich. Ich erreiche den Bahnhof Hardbrücke zu christlicher Stunde. Der Ausgangspunkt so mancher durchzechten Nacht präsentiert sich in gewohnter Wochenendgestalt: Roher Beton, Taxis und vergessene Bierdosen säumen den Vorplatz. Nur etwas fällt auf: Zielstrebig bewegen sich vorwiegend Jugendliche in die gleiche Richtung. Kurz darauf bestätigt sich dieser Eindruck. Wir begegnen uns wieder in der Celebration Hall von ICF Zürich.

Die Gemeinde der International Christian Fellowship hat sich an bestens erschlossener Lage in einer vormaligen Fabrikhalle eingemietet. Seit 2003 gibt es hier auf 3500 Quadratmetern für 35'000 Franken Monatsmiete wöchentlich Hoffnung, Erlösung und einfache Antworten auf grosse Fragen.

Aussen modern – innen erzchristlich
«Welcome home» – vorbei am zweiten einladend lächelnden Begrüssungsduo suche ich in der Eingangshalle umgehend den Schutz des nahegelegenen Treppens. Hier gelingt die Kaschierung meines desorientierten Neulings-Daseins am ehesten. Zwischen Tischfussball, Fingerfood, Ikea-Möbeln und einem CD- und Bücherkiosk begrüßen sich zahlreiche

äusserst modisch gekleidete Besucher mit strahlenden Gesichtern. Da kommt eine wohl direkt von der Piste: In Neonfarben gehüllt mit dem Snowboard unter dem Arm, und dort betritt ein Rekrut im militärischen Tarnanzug die Halle. Es riecht nach ofenfrischer Pizza. Oberhalb der Tore zum grossen Kernstück der freikirchlichen Räumlichkeiten kündigt der Countdown bereits den unmittelbar bevorstehenden Grund meines Besuchs an: It's celebration time!

Gegen 3000 Gläubige pilgern jeden Sonntag zu «senior pastor» Leo Bigger an die Celebration, um zusammen zu «worshippen», wie es im englisch angehauchten ICF-Jargon heisst. Hier singen sie im mitreissenden Kollektiv christlichpoppige Lieder, lauschen biblischen Geschichten und beten Gott inständig an.

Ein emotionaler Höhenflug

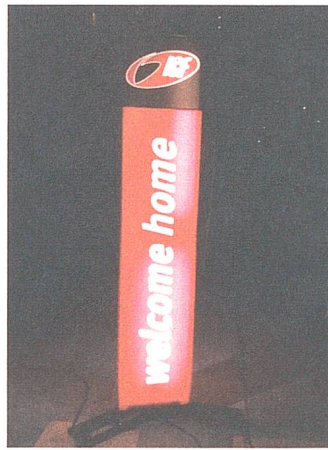
Hinter mir auf der Tribüne sitzt ein junges Mädchen. Es trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift «Daddy's Girl». Gebannt umklammert es die Hand des Freundes. Da hält die beiden plötzlich nichts mehr in ihren Sitzen. Gemeinsam saugen sie die Darbietung der bunt gemischten Sänger auf der Bühne ein. Ihre Lippen bewegen sich zu den Songtexten, die in deutscher und englischer Übersetzung simultan auf

drei grosse Leinwände projiziert werden: «...Jesus it's you – Jesus your love – there is no one like you.» Gelegentlich strecken sie gar ihre Arme gegen Hallendach und Himmel: «...nüt wo mich no trennt – vo dine sichere Händ – Jesus ich liebe dich so sehr!»

Gott kommt vor den Finanzen

Der gestylte Vorbote des «senior pastor» heizt der Gemeinde richtig ein. Er bekundet ein weiteres Mal seine tiefe Freude und heisst alle, insbesondere uns Neulinge, nochmals «mega herzlich willkommen». Schon gehts «down to business». «Wer Prioritäten setzt im Leben und die Relativität der Bedeutung von Geld erkennt, ist auf dem richtigen Weg»: Begleitet von berührender Singer-Songwriter-Musik wandern herzförmige Kollektentöpfe durch die Reihen. Die mittlerweile arbeitslosen Türsteher sorgen emsig für eine reibungslose Weitergabe der Gefässe an Zwischengängen und Reihenenden. Ich bereue meine Platzwahl direkt neben der Treppe. Geld rein für die Unauffälligkeit? Nein! Schliesslich geschieht hier alles auf freiwilliger Basis.

Rund zehn Prozent der jährlichen Einnahmen von ICF Schweiz, die sich auf über vier Millionen Franken belau-



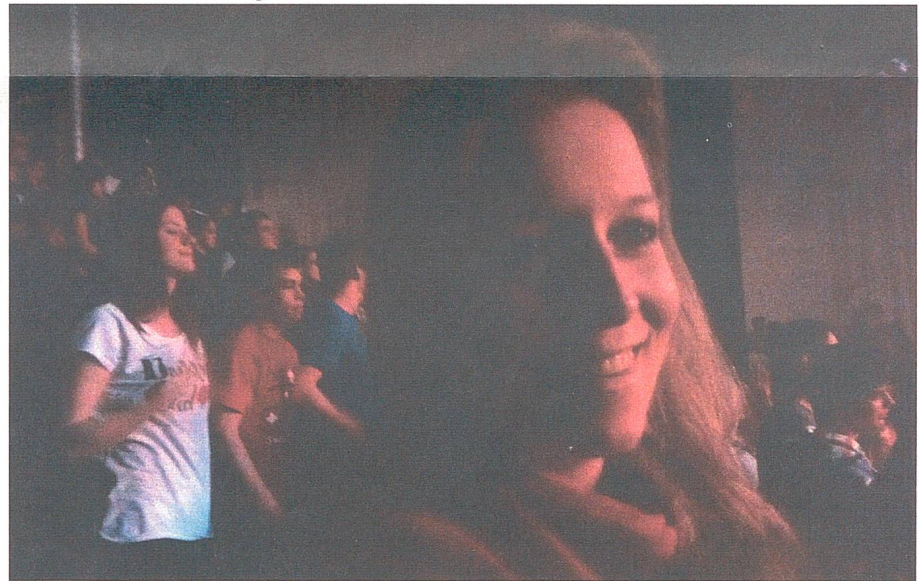
fen, entspringen den Kollekten. Der Rest wird durch den «Zehnten», eine freiwillige Abgabe der Anhänger, gedeckt. Löhne und Mieten beanspruchen zwei Drittel des Budgets, was übrig bleibt ist fürs «Kirchenleben».

Der Star des Abends

Er ist 42 Jahre alt, scheint aber durchtränkt mit ewiger Jugend. Sein Markenzeichen ist die blondierte Gelfrisur. In Sneakers und gebleichten Jeans zelebriert er seine bedingungslose Liebe zu Gott. Das ist «senior pastor» Leo Bigger. Mit rhetorischem Geschick erzählt er Geschichten, verwendet eingängige Metaphern. Heute spricht er von Gänsen als Sinnbild für Zusammenhalt, Machbarkeit und Sehnsucht. Diese Tiere seien intelligent und sozial. Den Beweis liefere ihre V-förmige Anordnung beim Fliegen. Die schwächeren Tiere reihen sich in zwei Achsen hinter der Leitgans ein, um den Windschatten optimal zu nutzen. Doch auch sie leisten ihren Beitrag zum effizienten Vorankommen der Gruppe. Ihr Kreischen feuere die Spitze an, gebe ihr Antrieb und Durchhaltevermögen.

Immer wieder veranschaulicht Leo mit Anekdoten aus seinem Leben die biblische Wahrheit und die Existenz Gottes. Die Predigt handelt von Freund-

Eva inmitten von ICF-Mitgliedern.



schaften. In gängigem Deutsch auch Beziehungen genannt. Das Geheimnis einer glücklichen Beziehung? Offensichtlich beschäftigt sich die Gemeinde mit mir bestens vertrauten Fragen. Suche nicht nach deinem Glück, sondern suche eine Person, die du mit deiner Vollkommenheit glücklich machen kannst. Zur Illustration spricht er von seiner Frau: «formbedürftiges Rohmaterial» sei sie damals, vor 20 Jahren, gewesen. Für wie viel Rohmaterial fühlt sich ICF wohl zuständig? Nach 90 Minuten seeli-

scher Streicheleinheiten und multimedialer Inszenierung steht das Abendmahl bereit. Besonders treue Seelen können im kleinen Kreis weiterbeten. Am Ende gehe ich noch kurz das Geschenk für die Neuankömmlinge abholen: Schokolade und Prospekte voller lachender Gesichter. Und schon treibe ich mit dem Strom hinaus. Ich stehe wieder zwischen rohem Beton, Taxis und vergessenen Bierdosen und krieg die Gänsen aus Biggers Predigt nicht aus dem Kopf: Könnte man das Fliegen nicht den Gänsen überlassen? ♦

Campus mit über 300'000 Einwohnern

Studierende der Universidad Nacional Autónoma de México leben in einer Stadt fast so gross wie Zürich. Da geht schon einmal die Übersicht verloren.

Elf Buslinien, ein eigenes Fussballteam in der höchsten Liga und der Eintrag in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes. Die Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) ist der Stolz mexikanischer Bildungseliten, ihr Campus der grösste Lateinamerikas

Die olivgrüne Metrolinie 3 erreicht die Endstation «Universidad». Tatsächlich bildet diese Endhaltestelle den Anfangspunkt einer Entdeckungsreise. Die Menschenmassen, die sich hier beim Ein- und Aussteigen kreuzen, sind wie vielerorts in der 25-Millionen-Metropole enorm. Schmusende Pärchen und Lerngruppen geniessen bereits morgens das Studentenleben unter den schattenspendenden Bäumen auf den zahlreichen Grünflächen.

Ein Wegweiser bietet grobe Richtungsangaben zu den verschiedenen Fakultäten. Die meisten sind auf dem 1000 Hektar grossen Campus vertreten. Zu Fuss sind die Wege kaum zu bewältigen, wer ein Fahrrad besitzt, ist auf dem Universitätsgelände schon schneller unterwegs. Das umweltfreundlichste aller Bewegungsmittel ist in der Grosstadt Mexiko City schon beinahe lebensgefährlich. Auf dem Campus ist es hingegen dank zahlreichen Velowegen recht angenehm. Gemütlich kurven tausende Studierende mit ihren Vehikeln geräuschlos durch die Weiten des Campus.

Das individuelle Fahrgerät geniesst unter Studierenden dennoch erste Priorität. Vor jeder Fakultät reihen sich unzählige Parkplätze. Nur wer sich kein Auto leisten kann, fährt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Für die weniger gut betuchten Studierenden verfügt das

Universitätsgelände über ein eigenes Verkehrsnetz mit insgesamt elf Buslinien.

Studiengebühren: Ein Peso

Das Bussystem ist für die Studierende gratis. Genauso ist die öffentliche und seit 1929 autonome Universität für jeden kostenlos – sofern man das Bachillerato (Matur) mindestens mit der Note 7 (von 10) besteht und eine Aufnahmeprüfung erfolgreich absolviert. Lediglich die Semestergebühren von einem Peso (rund acht Rappen) sind zu entrichten und entkräften jeglichen Vorwurf, dass in Mexiko nur Gutsituierte studieren könnten.

Die Fächerauswahl ist riesig, und ein Grossteil der akademischen Elite Mexikos hat seine Sporen an der UNAM abverdient. Seit ihrer Gründung im Jahre 1910 behauptet sich die UNAM als wichtigste Bildungsinstitution des Landes und trägt mit der Ausbildung der akademischen Elite dazu bei, den Fortschritt im Schwellenland Mexiko voranzutreiben. Mit 270'000 Eingeschriebenen bildet sie heute zehnmal mehr Studierende aus, als die Universität Zürich es vermag.

Grosse Anziehungskraft

Das riesige Ausmass des Campus stellt jedoch für die Studierenden selten ein Problem dar. Die einzelnen Fakultäten verfügen über eine eigene, facettenreiche Infrastruktur mit Hörsälen, Bibliotheken und Verpflegungsmöglichkeiten. 2007 erklärte die UNESCO die Universitätsstadt (Ciudad Universitaria) zum Weltkulturerbe. Das Gebäude der sechsstöckigen Hauptbibliothek hat dank seiner beeindruckenden Mosaikfassade Weltruhm erlangt und ist eine

der touristischen Sehenswürdigkeiten von Mexiko City. Die Auszeichnung der UNESCO erhielt die UNAM vor allem aufgrund der modernen Architektur des 20. Jahrhunderts. Über 60 Architekten haben bei der Planung und dem Bau des Campus mitgewirkt. Sie ist ein Wahrzeichen, nicht nur von der UNAM, sondern von ganz Mexiko City.

Das Herz der Uni bildet die Hauptbibliothek mit den umliegenden Grünflächen und Sportplätzen. Hier riecht es nach typisch mexikanischem Strassenessen, unüberhörbar sind die Verkäuferinnen und Verkäufer, die ihre Speisen lautstark anpreisen. Unzählige Studierende verbringen ihre Pausen im Freien und gönnen sich mexikanisches Fastfood, wie etwa Tacos, Quesadillas oder Churros, die in ganz Lateinamerika bekannten Süsswaren. Gerade zur Mittagszeit erinnert das Geschehen mehr an einen Freizeitpark als an eine Bildungsstätte.

Die UNAM als kreatives Zentrum schafft ausserdem immer wieder Platz für beeindruckende Ausstellungen. So sind etwa am «Día de los Muertos», einem Gedenkfest für Verstorbene, auf dem Campus während einer Woche beeindruckende Ofrendas (Opferaltäre) ausgestellt.

Neben der Kultur geniesst Sport an der Universität einen enorm hohen Stellenwert. Natürlich regiert auch in Mexiko König Fussball das Sportgeschehen. Kein Wunder sind die Fussballspiele im Olympiastadion, welches sich mitten auf dem riesigen Campus befindet, ein besonderes Erlebnis. Nicht umsonst gelten die «Fanáticos» des Studentenclubs als die heissblütigsten und lautesten



Fans in Mexiko. Ihre «Pumas» sind eines der erfolgreichsten Fussballteams in der höchsten mexikanischen Liga. Ende 2010 konnten sie als Aussenseiter im Viertelfinal den Stadtrivalen Cruz Azul besiegen und sorgten für ein riesiges Freudenfest auf dem Campus.

Bewegte Geschichte

Sport gab an der UNAM jedoch nicht immer Anlass zur Freude. Einen Eintrag in den Geschichtsbüchern Mexikos bekam der Studentenaufstand von 1968, der am 2. Oktober mit einem Massaker, in dem

mehrere Hundert Studierende getötet wurden, seinen traurigen Höhepunkt erreichte. Die Demonstrierenden taten damals ihren Unmut gegenüber den Olympischen Spielen kund. In ihren Augen kostete der Anlass den Staat Geld, auf das die Bevölkerung im sehr armen Land einen Anspruch gehabt hätte.

Streiken hat in Mexiko eine grosse Bedeutung und gilt als Mittel zum Ausdruck der Unzufriedenheit. Ein Studierendenstreik im Jahre 1999 dauerte über neun Monate, ehe das Universitätsleben weiterging. Damals war eine geplante

Gebührenerhöhung von ehemals einem Peso (0.02 Dollar) auf 65 Dollar pro Semester Anlass des Protestes.

Zur Zeit ist die Stimmung an der UNAM friedlich – von Streiks oder Demonstrationen ist nichts zu sehen. Es ist 14 Uhr, die zahlreichen Hörsäle leeren sich. Überall herrscht Gedränge. Die einen Studierenden strömen in Richtung Cafés und Foodstände, andere bewegen sich direkt zur Metrostation. Von dort aus mischen sich die Massen der Studentenstadt wieder unter die Millionen der Megastadt Mexiko City. ◊

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung

89. Jahrgang

Ausgabe #2/11

www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Spendenkonto: PC 80-26209-2

Geschäftsleitung

Lukas Messmer

lukas.messmer@medienverein.ch

079 723 33 11

Inserate

KünzlerBachmann Medien AG

Geltenwilenstr. 8a

9001 St. Gallen

071 226 92 92

n.montemarano@kbmedien.ch

Inserateschluss #3/11: 18.04.2011

Druck

Merkur Druck AG,

Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

31'277 (WEMF 2010)

33'000 (Druckauflage)

Die ZS - Zürcher Studierendenzzeitung

erscheint 6-mal jährlich und wird an alle

Studierenden der Universität Zürich sowie an

einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.

Nachdruck von Texten und Bildern ist nur

nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Die ZS wird von Studierenden produziert.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich

redaktion@medienverein.ch

Redaktionsschluss #3/11: 18.04.2011

Redaktion

Pascal Ritter, Andreas Rizzi, Patrice Siegrist,

Corsin Zander, Laura Zermin, Daniela

Zimmermann

E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:

vorname.nachname@medienverein.ch

Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

Layout

Lukas Messmer, Patrice Siegrist

Mitarbeit

Anina Albonico, Stefanie Bäurle [ste], Mirko

Hofmann, Johannes Luther, Lukas Messmer,

Simeon Milkovski [sim], Eva Moser, Jeffrey

Näf, Florian Schoop [flo], Lea Schwab [les],

Simon Truog, Nicolas Zahn

Bilder und Illustrationen

Anina Albonico, Jan Gollob, Mirko Hofmann,

Lukas Messmer, Samuel Nussbaum, Andreas

Rizzi, Christoph Senn, Patrice Siegrist, Laura

Zermin

Lektorat

Sandra Ujpeéry

Produktionssong #2/11

Lasso - Bisch parat?

Leserbriefe

«L. geniesst nach wie vor unser Vertrauen.»

ZS #1/11, zum Text

«Vom Neonazi zum Assistenten»

Kriminelle Organisationen wie die japanische Yakuza oder die mittelamerikanischen Maras versehen ihre Mitglieder mit auffälligen Tätowierungen. So wird eine Reintegration in die Gesellschaft erschwert, sollten sie aus der Organisation aussteigen. Vor diesem Hintergrund finde ich es bedauerlich, dass Bernd Roeck sagt, er würde jemanden mit einer Vergangenheit als Neonazi wahrscheinlich nicht einstellen. Dadurch werden ehemalige Neonazis genauso stigmatisiert wie tätowierte ehemalige Verbrecher. Damit spielt er den Neonazis in die Hände: Wieso soll man aus ihrer Gemeinschaft aussteigen, wenn man in der demokratischen Gesellschaft trotz seines Gesinnungswandels nicht akzeptiert wird?

Stefan Buttlinger

Wir, der akademische Mittelbau des Philosophischen Seminars der Uni Zürich, stellen hiermit richtig, dass die Behauptung des Artikels, die Kollegen von L. würden ihn nach Offenlegung seiner rechtsradikalen Vergangenheit «meiden», nicht der Wahrheit entspricht. Auch wenn es an der Universität solche Reaktionen geben mag, für L.s unmittelbare Kollegen, den akademischen Mittelbau, gilt dies in keiner Weise.

Wir verurteilen jede Art rechtsradikaler Äusserungen und Handlungen, halten es aber zugleich für falsch, einen Menschen für alle Zeit wegen seiner einstigen Handlungen zu verurteilen. Entscheidend ist für uns, dass sich eine Person von ihren Taten und Gesinnungen distanziert, sie als fehlerhaft einschätzt und bereut. Zu keinem Zeitpunkt hat sich L. uns gegenüber auf eine Weise geäußert oder verhalten, die Zweifel an seiner Distanzierung vom Rechtsextremismus aufkommen liesse. Von daher geniesst L. auch nach dem Bekanntwerden seiner Vergangenheit weiterhin unser volles Vertrauen, unser Mitgefühl und unsere Unterstützung.

Jegliches Vorgehen, allein aufgrund seiner Vergangenheit Zweifel an der Redlichkeit seiner Person zu streuen oder ihn deshalb von der Forschung und Lehre auszuschliessen, lehnen wir ab. Wir alle wünschen L., dass dieses traurige Kapitel seiner Vergangenheit endlich ruht und es für ihn nicht zu einem lebenslangen Stigma wird.

Die Unterzeichnenden: Christine Abbt, Barbara Bleisch, Alexander Brungs, Kai Büttner, Andreas Cassee, David Dolby, Anna Goppel, Tim Henning, Anita Horn, Susanne Huber, Angelo Maiolino, Daniel Messelken, Vilem Mudroch, Christoph Pfisterer, Andrea Rechsteiner, Bernhard Ritter, Laura Saller, Anne-Katrin Schlegel, Christian Steiner, Mirjam Steudler, Sarah Tietz, Ivo Wallimann-Helmer, Sebastian Weiner, André Wunder, Stefan Huber

ZS #1/11, zum Text «Der Baron ist mit seinem Latein am Ende»

Den Titel Baron gibt es bzw. gab es im Deutschen Adel nicht. Der gesuchte Titel ist der des Freiherrn. Der Baron ist die englische Entsprechung, weshalb Freiherr Manfred von Richthofen auch als «The Red Baron» bzw. als der Rote Baron angesprochen wurde. Ausserdem spricht der Autor stets vom Märkischen, welches in Brandenburg gesprochen wird. Von Seckendorf kommt aber aus Franken, wo Fränkisch gesprochen wird.

Volker Hartmann

KORRIGENDA

In der letzten Ausgabe sind bei uns die Namen etwas durcheinander gepurzelt. So hat sich je ein falscher Vor- und Nachname in unser Heft geschmuggelt. Der Heidegger-Biograf aus dem Text «Vom Neonazi zum Assistenten» heisst nicht Alex, sondern Anton Fischer. Die Nationalratskandidatin aus unserer Serie «Politik zum Zmittag» heisst Christine Hug, und nicht Christina Gut.

Disziplinäres von Gollob/Truog

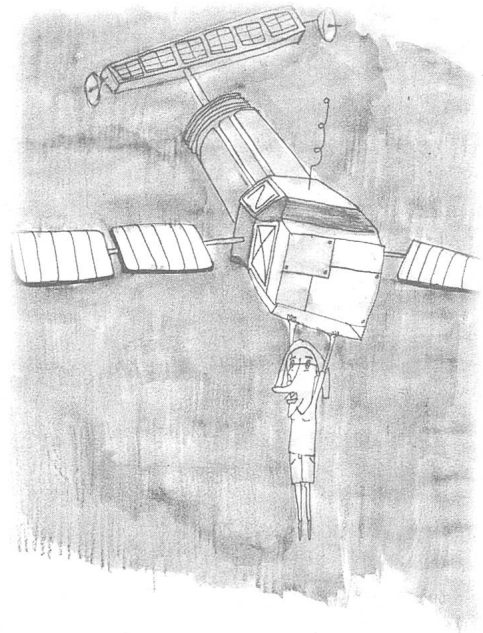
Jetzt neu
100% mehr
gedichtet

In der Ruhe liegt die Kraft



Kunstgeschichtler Konrad hängt mit Kumpels vor dem Casablanca,

Betriebs- und Volkswirtschaftlerin Sabrina hängt im Starbucks,



ETH-Maschinenbau-Mann Klaus hängt in der Uni-Mensa,

Astrophysikerin Marie-Claire hängt bei der NASA.



University of
Zurich ^{UZH}

Master of Arts

Multilingual Text Analysis

Multilinguale Textanalyse

Analyse Multilingue de Texte

The University of Zurich offers an innovative Specialized Master combining Linguistics and Computers towards comparative Corpus Linguistics.

An interdisciplinary program by

- The English Department
- The Institute of German Studies
- The Institute of Romance Studies
- The Institute of Computational Linguistics

Start: September 2011

Application deadline: 30 April 2011

Semester enrollment: 15-31 May 2011

Please contact Jeannette Roth

mlta@cl.uzh.ch for further information.

<http://www.mlta.uzh.ch>